

Redaktion:
Wolfgang Kruse

Politische Erinnerungskulturen

Kurseinheit 3:
Politische Erinnerungsorte

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt	Seite
Wolfgang Kruse, Einleitung zur Kurseinheit.....	S. 2
Pierre Nora, Zwischen Geschichte und Gedächtnis: Die Gedächtnisorte	S. 11
Pierre Nora, Das Zeitalter des Gedenkens	S. 23
Michel Vovelle, Die Marseillaise. Krieg oder Frieden	S. 40
Antoine Prost, Verdun.....	S. 66
Philippe Burrin, Vichy. Die Anti-Republik	S. 80
Gustav Seibt, Das Brandenburger Tor	S. 92
Bernd Ulrich, Stalingrad	S. 102
Peter Reichel, Auschwitz	S. 111
Klaus Tenfelde, «Wissen ist Macht»	S. 122

Einleitung

Im Rahmen der in der letzten Zeit um sich greifenden Beschäftigung mit Fragen des kollektiven Gedächtnisses¹ hat das von Pierre Nora entwickelte und umgesetzte Konzept der „lieux de mémoire“, der historischen Erinnerungsorte, eine besondere Bedeutung gewonnen. Auf das große, zwischen 1984 und 1992 unter Beteiligung von mehr als 100 Wissenschaftlern in drei Teilen mit insgesamt sieben Bänden und fast 6.000 Buchseiten publizierte Pionierprojekt.² folgten nicht nur viele Übersetzungen, sondern auch viele ähnlich konzipierte und repräsentative Werke in und für viele andere, insbesondere europäische Länder, darunter 2001 auch ein dreibändiges Kompendium der „deutschen Erinnerungsorte“³. Wie bereits diese Verbindung mit dem Attribut „deutsch“ anzeigt, verfolgt das Konzept der Erinnerungsorte auch in der ursprünglichen, französischen Variante spezifisch nationale Perspektiven: Es fragt nach jeweils nationalen Erinnerungsorten, d. h. – erster Versuch einer Definition – nach symbolisch aufgeladenen, im kollektiven Gedächtnis einer Nation verankerten Zeichen, in denen spezifische, historisch geprägte Deutungsmuster des Nationalen eingefangen, weiterentwickelt und bis in die Gegenwart tradiert worden sind.

Fragen um den Erfolg
eines Projektes

Der große Erfolg dieser Projekte wirft über die essentiell nationale Orientierung hinaus eine Reihe von Fragen auf, die sich sowohl auf die Gründe für das um sich greifende Interesse am kollektiven Gedächtnis als auch auf die spezifische Form der Geschichtswissenschaft beziehen, die ihnen zu Grunde liegt. Warum, so ist vor allem zu fragen, interessieren sich Wissenschaft, Öffentlichkeit und Publikum in so hohem Maße für eine Form der Geschichtsbetrachtung, die in dezidiert Weise auf eine Darstellung im Zusammenhang verzichtet und die Untersuchung von Facetten an ihre Stelle setzt? Und was bedeutet es für die Geschichtswissenschaft wie für unser historisches Bewusstsein insgesamt, wenn die Vielfalt von Facetten des kollektiven Gedächtnisses als gegenwartsadäquate Form der Nationalgeschichtsschreibung begriffen oder gar die klassische historistische Frage nach dem „Wie es eigentlich gewesen?“ in großem Stil verworfen und durch die Beschäftigung mit der historischen Entwicklung von symbolischen Deutungsmustern ersetzt wird, deren Fluchtpunkt in der Gegenwart liegt? Erkenntnistheoretisch betrachtet, wissen wir selbstverständlich seit langem, dass eine objektive Fundamentalerkenntnis der Vergangenheit an sich nicht

1 Vgl. grundlegende Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis*, Stuttgart 1965 (Orig. Paris 1925); zur weiterführenden Unterscheidung in ein kommunikativ geprägtes, soziales Gedächtnis der Zeitgenossen auf der einen, ein längerfristig geprägtes, kulturelles Gedächtnis auf der anderen Seite vgl. Jan Assmann, *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*, in: ders. u. Tonio Hölscher (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankf./M. 1988, S. 9-19.

2 Pierre Nora (Hg.), *Les lieux de mémoire*, Paris 1984-92.

3 Etienne François und Hagen Schulze (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., München 2001; eine preisgünstige Auswahl ist erhältlich unter dem Titel: François und Schulze (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte. Eine Auswahl*, Bonn 2005 (Schriftenreihe der Bundeszentrale für Politische Bildung, Bd. 475. Kürzlich ist ergänzend erschienen: Martin Sabrow (Hg.), *Erinnerungsorte der DDR* München 2009.

möglich ist, Realität und Deutung bereits zeitgenössisch nicht einfach trennbar sind und selbstverständlich auch die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte von gegenwärtigen Problemen, Interessen und Perspektiven geleitet wird. Doch trotzdem hat die Geschichtswissenschaft bisher den Anspruch erhoben, durch die Methode der Quellenkritik und -interpretation, durch hermeneutische Interpretation, durch die Nutzung sozialwissenschaftlicher Theorien sowie nicht zuletzt durch die Praxis der kritischen Überprüfung und Diskussion ihrer Ergebnisse relativ objektivierbare, intersubjektiv nachvollziehbare Erkenntnisse über das historische Geschehen erarbeiten zu können. Was bleibt davon, wenn es nun mehr um die Geschichte der Geschichtsdeutungen geht und diese auch noch in relativ isolierte Erinnerungsorte zerlegt wird?

Diese kritischen Fragen sollen hier erst einmal nur aufgeworfen, nicht aber im Einzelnen weiter verfolgt werden. Stattdessen wird der Versuch unternommen, das Konzept der nationalen Erinnerungsorte in spezifischer Weise für die Betrachtung politisch geprägter kollektiver Erinnerungsformen nutzbar zu machen und dabei gleichzeitig nach den Möglichkeiten für eine Lösung aus rein nationalen Zusammenhängen zu fragen. Doch zunächst muss es darum gehen, den Begriff der „lieux de mémoire“ selbst zu klären und zu fragen, was denn eigentlich einen Erinnerungsort konstituiert, zu einem solchen macht. Die Beantwortung dieser Frage ist aus verschiedenen Gründen keineswegs so einfach, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Ein kurzer Blick auf die Themen der verschiedenen Beiträge zeigt, dass es sich dabei keineswegs nur um reale Orte oder Gegenstände handelt. Die Marseillaise, also die französische Nationalhymne firmiert ebenso als Erinnerungsort wie die revolutionäre Parole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“, Personen wie Jeanne d’Arc oder René Descartes ebenso wie literarische Werke oder die Tour de France; konkrete gegenständliche Orte wie der Eiffelturm, das Panthéon oder Verdun genauso wie allgemeine Bezüge, etwa der französische Boden, der Gegensatz zwischen Gaullisten und Kommunisten oder das Verhältnis zwischen Paris und der Provinz. Und auch in der deutschen Fassung der „Erinnerungsorte“ stehen gegenständliche Orte wie das Brandenburger Tor oder Stalingrad neben Symbolen wie der Pickelhaube, historischen Geschehnissen wie Flucht und Vertreibung, ideellen Konstrukten wie dem deutschen Idealismus oder Parolen wie der vom „deutschen Wesen“, an dem die Welt genesen sollte. Allein diese Vielfalt deutet an, dass der Begriff der Erinnerungsorte vielfältige Bezüge aufweist und nicht ganz einfach auf den Begriff zu bringen ist. Doch es kommen weitere Schwierigkeiten hinzu.

Politische
Erinnerungsorte

An erster Stelle steht das Problem der Übersetzung. So hat der erste deutsche Übersetzer grundlegender Aufsätze von Pierre Nora, der inzwischen an der Sorbonne lehrende deutsche Historiker Wolfgang Kaiser, den Begriff der „lieux de mémoire“ nicht mit „Erinnerungsorte“ übersetzt, sondern mit

Probleme der
Begrifflichkeit

„Gedächtnisorte“.⁴ Vieles spricht dafür, dass damit der ursprüngliche Ansatz von Nora tatsächlich besser getroffen wird. Denn bei den „lieux de mémoire“ handelt es sich zweifellos nicht, wie man bei einem naiven Verständnis meinen könnte, um Orte, an denen etwas erinnert werden soll. Vielmehr zielt der Begriff auf ein quasi räumlich begriffenes kollektives Gedächtnis, das nicht mehr als einheitlicher Deutungszusammenhang begriffen wird, sondern in dem einzelne, nur indirekt miteinander in Verbindung stehende symbolische „Orte“ ausgemacht werden, die als verdichtete „Kristallisationskerne“ überlieferter Bedeutungen gelten. Nicht um den Akt des Erinnerns geht es, sondern um ein kollektives Gedächtnis, das seinen inneren Zusammenhang verloren hat und nur noch in zersprengten Einzelteilen erfahrbar zu sein scheint. Dahinter steht die von Nora entwickelte Vorstellung von einem spezifischen historischen Zeitpunkt, an dem das Konzept der Erinnerungsorte entstehen konnte; in der Einleitung zum ersten Band heißt es: „Wir erleben einen Augenblick des Übergangs, da das Bewusstsein eines Bruchs mit der Vergangenheit einhergeht mit dem Gefühl eines Abreißen des Gedächtnisses, zugleich aber einen Augenblick, da dies Abreißen noch soviel Gedächtnis freisetzt, dass sich die Frage nach dessen Verkörperung noch stellen lässt.“⁵

Politische
Errungenschaften

Nicht nur aus pragmatischen Gründen ist hier die Entscheidung getroffen worden, trotzdem den besser eingeführten Begriff der „Erinnerungsorte“ zu benutzen, der sich im Deutschen zweifellos durchgesetzt hat, der aber die weitere Entwicklung des Konzeptes in mancher Hinsicht tatsächlich auch treffender zum Ausdruck bringt. Wir werden darauf zurückkommen, bleiben aber erst einmal bei der Definitionsproblematik. Eine zweite Schwierigkeit liegt hier in der Tatsache, dass Nora gar keine klare Definition seiner Begrifflichkeit entwickelt hat, sondern sich der Bedeutung seiner „lieux de mémoire“ in immer neu ansetzenden Umschreibungen gewissermaßen anzunähern versucht. Sie werden konstituiert durch das „Wechselspiel von Gedächtnis und Geschichte“⁶, sie sind ein „Aufscheinen von Gedächtnis“, ihre Existenzberechtigung liegt darin, „die Zeit anzuhalten, der Arbeit des Vergessens Einhalt zu gebieten, einen bestimmten Stand der Dinge festzuhalten, den Tod unsterblich zu machen, dem Immateriellen greifbare Form zu geben – allein im Gold liegt das Gedächtnis des Geldes – um das Höchstmaß an Sinn in einem Mindestmaß von Zeichen einzuschließen“; es handelt sich dabei um „Instrumente des Gedächtnisses“, die aus Geschichtsbüchern oder Ereignissen bestehen können, um materielle ebenso wie funktionale oder symbolische Orte, immer aber um Realia, die im „Unterschied zu allen Gegenständen der Geschichte (...) keine ‚Referenten‘ in der Wirklichkeit (haben). Besser gesagt, sie sind selbst ihre eigenen Referenten, sind Zeichen, die

4 Vgl. Pierre Nora, Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Die Gedächtnisorte (Einleitung zum ersten Band der lieux de mémoire), in: Ders., Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Aus dem Französischen von Wolfgang Kaiser, Berlin 1990, S. 11-33.

5 Nora, Zwischen Geschichte und Gedächtnis, S. 11.

6 Nora, Zwischen Geschichte und Gedächtnis, S. 27; die folgenden Zitate ebd., S.18, 27, 30- 32.

nur auf sich selbst verweisen, Zeichen im Reinzustand.“ Offensichtlich hat man sich besonders für das deutsche Publikum um klarere Definitionsformen bemüht, doch wirklich eindeutig wird der Begriff damit auch nicht. Im Vorwort zur ersten deutschen Präsentation des Projektes heißt es zur Definition der „lieux de mémoire“, es handele sich um „Orte – in aller Bedeutung des Wortes – (...), an denen sich das Gedächtnis der Nation Frankreich in besonderem Maße kondensiert, verkörpert oder kristallisiert hat.“⁷ Und in der Einleitung zu den „deutschen Erinnerungsorten“ findet sich die Feststellung, erst am Ende von Noras Projekt sei deutlich geworden, was unter einem „lieux de mémoire“ eigentlich zu verstehen sei, nämlich einen „materiellen wie auch immateriellen, langlebigen, Generationen überdauernden Kristallisationspunkt kollektiver Erinnerung und Identität, der durch einen Überschuß an symbolischer und emotionaler Dimension gekennzeichnet, in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden ist und sich in dem Maße verändert, in dem sich die Weise seiner Wahrnehmung, Aneignung, Anwendung und Übertragung verändert.“⁸

So weit, so schillernd. Doch damit noch nicht genug der Definitionsprobleme, denn das Projekt von Pierre Nora hat sich darüber hinaus im Verlauf seiner Durchführung tatsächlich nachhaltig verändert. Die Entwicklung spiegelt sich bereits in den Titeln und in den Dimensionen der drei Teile wider: Während sich der erste Teil noch inhaltlich konkret auf die weitgehend von der Dritten Republik geprägte republikanische Tradition bezieht und auf einen Band mit 18 Beiträgen auf gut 700 Seiten beschränkt geblieben ist, war mit dem zweiten Teilband eine enorme Ausweitung verbunden. Die Tradition der Nation war nun das Thema, das in drei Bänden und 49 Beiträgen auf fast 2000 Seiten behandelt wurde. Der dritte Teil sprengte diese Dimension noch einmal; zwar blieb es bei wiederum drei Bänden, doch diese umfassten nun mehr als 3000 Seiten mit über 60 Beiträgen. Les France, die Frankreich lautete das auf die plurale Vielfalt der französischen Erinnerungskulturen auch jenseits der republikanisch-nationalen Tradition zielende Thema. Der „Boden“ wird hier ebenso Thema wie der „Hof“, wie René Descartes oder Jeanne d’Arc.

Entwicklung des
Konzeptes

Mit diesen thematischen und quantitativen Ausweitungen gingen mindestens zwei grundlegende Veränderungen einher. Zum einen wandelte sich das Konzept der Erinnerungsorte von einer relativen thematisch-konzeptionellen Strenge hin zu einer weitgehenden, durch Vielfalt gekennzeichnet Unbestimmtheit zwar nicht in der Anordnung, aber doch in Auswahl und Stellenwert der einzelnen Erinnerungsorte. Zu Anfang war Nora noch von der Annahme ausgegangen: „Es gibt ein gegliedertes Geflecht dieser verschiedenen Identitäten, eine unbewußte Organisation des kollektiven Gedächtnisses; sie ihm bewusst zu machen, ist

⁷ Nora, Vorwort zu *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, S. 7-9, hier S. 7.

⁸ Etienne, Pierre Nora und die ‚Lieux de mémoire‘, in: Nora, *Erinnerungsorte Frankreichs*, S. 7-14, hier S. 9, nach François und Schulze, *Deutsche Erinnerungsorte*, Einleitung S. 17 f.

unsere Aufgabe. Die Orte des Gedächtnisses sind unser Augenblick der nationalen Geschichte.“⁹ Doch bei dem Versuch, „in der unbestimmten Vielzahl der Orte eine Rangordnung, eine Begehung des Feldes, ein Verzeichnis ihrer Bandbreiten zu schaffen“, scheint er letztlich vor der Vielzahl möglicher Orte geradezu kapituliert und stattdessen die Vielfalt der Themen und Formen französischer Lebenswelten und Erinnerungskulturen selbst in den Mittelpunkt der Erarbeitung gerückt zu haben. Dabei hält Nora allerdings an einem gegliederten Ganzen fest: Auf dem relativ klar eingegrenzten Sockel der republikanischen Erinnerungstradition baut der allgemeinere Bezug auf die Nation mit ihren vielfältigeren Traditionsbeständen auf, bevor im dritten Teil die ganze Vielfalt der mit Frankreich insgesamt verbundenen Erinnerungsorte folgt. Auch dieser letzte Teil bleibt in sich jedoch streng gegliedert, er umfasst Beiträge zu den Unterthemen „Konflikte und Teilungen“, „Traditionen“ und „Vom Archiv zum Emblem“. Hier schält sich am schließlich die konkretisierte Vorstellung heraus, mit dem Ensemble der Erinnerungsorte, verstanden als „Gesamtaufnahme der sich in Symbolen und dem nationalen Erbe verkörpernden Einheit“, eine der Gegenwart adäquate, auf sie bezogene Form der Nationalgeschichte geschrieben zu haben, nämlich eine „ausführliche Selbsterkundung, die aus diesen Erinnerungsorten (...) mein Frankreich und das Frankreich jedes einzelnen von uns allen machen wird.“¹⁰

Kulturpessimismus und
nationale
Selbstvergewisserung

Mit der Ausweitung des Konzepts war, zum anderen, der Wandel von einer ursprünglich eher kulturpessimistisch gestimmten Grundhaltung hin zu einem positiv begriffenen Aufbruch zu neuen Ufern nationaler kultureller Selbstvergewisserung verbunden. Zu Anfang war Nora von einer „Zerrüttung des Gedächtnisses unter dem erdrückenden und zermalmenden Zugriff der Geschichte“ ausgegangen, gar von einem „Herausreißen der Geschichte aus dem Gedächtnis“; der Zusammenhang zwischen Geschichte und Gedächtnis erschien ihm am „zerbrechen“, die Geschichte als Wissenschaft sogar mit Friedrich Nietzsche als eine „Entlegitimierung der gelebten Vergangenheit“.¹¹ Am Ende, in den Schlussbetrachtungen zum letzten Band des letzten Teils der „lieux de mémoire“ dagegen, bejubelte er geradezu die Entstehung eines neuen, auf neuartige Weise durch historisches Bewusstsein geprägten „Zeitalter des Gedenkens“, das die Tradition des nationalen Selbstverständnisses durch den „Blick auf sein Kulturerbe“ ersetzt habe und das in seinen „lieux de mémoire“ geradezu zu sich gekommen sei; allerdings nicht ohne zugleich die Dialektik eines bevorstehenden Endes der „Tyrannei des Gedächtnisses“ zu prognostizieren: „An die Stelle der Zusammengehörigkeit von Vergangenheit und Zukunft ist die von Gegenwart und Gedächtnis getreten. Wir haben es freilich mit einer Gegenwart zu tun, die ihren vorausschauenden Blick auf die Vergangenheit heftet. Je sensibler

⁹ Nora, Zwischen Geschichte und Gedächtnis, S. 32; das folgende Zitat S. 28.

¹⁰ Vgl. die Einleitung zum 3. Teil „Wie kann man heute noch eine Geschichte Frankreichs schreiben“, in: Erinnerungsorte Frankreichs, S. 15-23, die Zitate S. 23.

¹¹ Nora, Zwischen Geschichte und Gedächtnis, S. 12 f.

die Gesellschaft für ihre Geschichte wurde, desto schärfer wurde ihre Wahrnehmung für Veränderungen und die Ungewissheiten der Zukunft, aber auch für die notwendigen Mittel, um künftige Zwänge vorherzusehen. (...) Während das Frankreich als ‚Person‘ nach seiner Geschichte gerufen hat, bereitet sich das Frankreich als Identität allein durch Entziffern seines kollektiven Gedächtnisses seine Zukunft vor. (...) Diese Momentaufnahme zeigt den Übergang von der Herrschaft des eingegengten zu der des generalisierten Gedächtnisses, eine Entwicklung, die sich zunächst schrittweise und dann in rasanten Schüben Bahn gebrochen hat. Aber obwohl dieses Gedächtnis seine Macht längst nicht abgesichert, sein gesamtes Territorium bei weitem noch nicht besetzt hat und obwohl die Lawine, welche die Franzosen mit sich fortträgt, noch nicht zum Stillstand gekommen ist, ist ein Ende und Ergebnis bereits abzusehen: Das kollektive Gedächtnis ist nicht uferlos erweiterbar. (...) Die Tyrannei des Gedächtnisses wird nur für eine gewisse Zeit herrschen – aber diese Zeit wird unsere gewesen sein.“¹²

Vor dem Hintergrund einer veränderten Zeitdiagnose wird damit tatsächlich eine neue Form der Geschichtsschreibung anvisiert, die „der Tatsache Rechnung trägt, dass die Gegenwart zur wichtigsten Kategorie unseres Selbstverständnisses geworden ist“¹³, und deshalb vor allem auf die Gegenwart der memorierten Vergangenheit zielt. Mit der Konzentration auf die Überlieferungsgeschichte anstelle der klassischen Historikerfrage, „wie es eigentlich gewesen“ (Leopold v. Ranke), ist zweifellos eine Herausforderung für die traditionelle Form der Geschichtswissenschaft verbunden. Doch wie immer man dazu im einzelnen auch stehen mag, eines erscheint klar: Die Bedeutung der „lieux de mémoire“ ist nur in ihrem Bezug auf sich selbst, in der permanenten Selbstreflexion des Begriffs und seiner gesellschaftlichen wie historischen Zusammenhänge und damit ihrer gemeinsamen Entwicklung zu begreifen. Eine Adaption des vermeintlich am Ende konzeptionell bei sich angekommenen Projektes läuft dagegen Gefahr, die in ihm zweifellos von Anfang an angelegte, nur durch die permanente Arbeit am Konzept immer neu eingegrenzte Beliebigkeit der inneren Ausgestaltung zu verabsolutieren. Dies zeigen die drei Bände der „Deutschen Erinnerungsorte“, die zwar eine Vielfalt interessanter Arbeiten zum kollektiven Gedächtnis Deutschlands zusammenfassen, ohne jedoch einen überzeugenden Gesamtzusammenhang zu konstituieren. Sie beziehen sich stärker als das Original auf das 19. und 20. Jahrhundert, sie proklamieren eine europäische Öffnung und pluralistische Vielfalt der deutschen Erinnerungsorte. Doch die Sammlung der Beiträge unter insgesamt 18 Oberbegriffen, „für die überwiegend gilt, dass sie sich in keine andere Sprache übersetzen lassen, weil sie (...) eine, wie Marc Bloch es am Beispiel des Begriffs ‚Reich‘ bemerkte, ‚eine zu typisch deutsche Klangfarbe

Eine neue Form der
Geschichtsschreibung?

¹² Pierre Nora, Das Zeitalter des Gedenkens, in: ders.(Hg.), Erinnerungsorte Frankreichs, München 2005, S. 543-71, hier S. 572 f., 575.

¹³ So das Urteil von François Hartog, Régimes d’historicité, Présentisme et expériences du temps, Paris 2003, zit. n. François und Schulze, Einleitung zu Deutsche Erinnerungsorte, Anm. 14.

besitzen, um sich in eine andere Sprache, die in einer ganz anderen Gedächtniskultur eingebettet ist, in irgendeiner Weise übertragen lassen zu können“¹⁴, kreierte da nicht nur einen Gegensatz zur europäischen Ausweitung, sondern sie bleibt inhaltlich auch höchst unbestimmt. Worin der proklamierte Gesamtzusammenhang im Verhältnis zur eingeräumten Beliebigkeit der Auswahl der Erinnerungsorte nun genau besteht, wird so nicht erklärbar. Doch ist das vermutlich auch nicht anders möglich, wenn man ein für andere Zusammenhänge entworfenes und über Jahre hinweg weiter entwickeltes Konzept anschließend adaptiert und damit zugleich darauf verzichtet, ein wirklich passendes eigenes Konzept zu entwickeln.

Für sich stehende
Ereignisorte

Wir ziehen daraus hier nun eine radikale methodische Konsequenz und gehen davon aus, dass Erinnerungsorte gar nicht im Zusammenhang eines umfassenden kollektiven nationalen Gedächtnisses betrachtet werden müssen, sondern auch als einzelne, für sich stehende Erinnerungszeichen unterschiedlichster Kollektive. Warum sollte man sich etwa nicht mit einem spezifischen Baum als Erinnerungsort einer Gemeinde befassen können, wenn er dies durch seine memoriale Bedeutung für ihr historisch begründetes Selbstverständnis hergibt? Und was spräche dagegen, den „Schwarzen Freitag“ von 1929 an der New Yorker Wall Street als internationalen Erinnerungsort für die Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre und die Krisenanfälligkeit des kapitalistischen Weltsystems zu betrachten? Vielleicht liegt gerade darin die Logik einer deutschen Übersetzung des Begriffs der „lieux de mémoire“, die den Gedächtnis- durch den Erinnerungsort ersetzt: Nicht mehr um einen als symbolischer Ort in einem räumlich begriffenen nationalen Gedächtnis, nicht mehr um einen nationalen Gedächtnisort geht es dann, sondern um einen Erinnerungsort, d. h. um ein mehr oder weniger konkretes Symbol, in dem sich historisch geprägte Identitäten höchst vielfältiger und verschiedenartiger Kollektive spiegeln.

Für die Zwecke dieses Studienbriefes beschränken wir uns zugleich auf politische Erinnerungsorte, also auf Symbole für politische Traditionen und historisch geprägte Selbstverständnisse. In mancher Hinsicht kann es so scheinen, als würden die Erinnerungsorte damit auch an den Ausgangspunkt von Noras Projekt zurückkehren, der mit der republikanischen Tradition der französischen Nation zweifellos in hohem Maße politisch konzipiert war. Doch dieser Rückbezug führt in die Irre, denn für uns sind Zusammenhänge wie Republik oder Nation, die für Nora unhintergehbare Bausteine der historisch-politischen Identität Frankreichs darstellen, nur noch Möglichkeiten, keine Notwendigkeiten der politischen Grundierung und Einordnung eines die nationale Traditionsbildung überschreitenden Konzeptes der politischen Erinnerungsorte.

Arbeitsdefinitionen

Politische Erinnerungsorte sollen, davon ausgehend, hier zusammenfassend als historisch geprägte, symbolische aufgeladene, in der Gegenwart noch immer

14 François und Schulze, Einleitung zu Deutsche Erinnerungsorte, S. 20.

wirkende, politische Identitäten bestimmende Bezugspunkte von verschiedenartigen Kollektiven. Warum sollte es keine Erinnerungsorte der internationalen sozialistischen Arbeiterbewegung geben, wie etwa den zuerst von der II. Internationale als Kampftag für die Durchsetzung des achtstündigen Arbeitstages propagierten 1. Mai? Selbstverständlich wäre er in durchaus unterschiedlichen, ja gegensätzlichen nationalen Traditionen zu behandeln, wobei dem 1. Mai 1933, an dem die Freien Gewerkschaften den scheiternden Versuch unternahmen, sich in den nationalsozialistischen Staat zu integrieren, gerade aus deutscher Sicht eine besondere Rolle zukommen müsste. Und warum nicht spezifische Erinnerungsorte von Städten oder Kommunen, von Religionsgemeinschaften oder Vereinen, von politischen Parteien oder – auf der anderen Seite des Spektrums - von der Menschheit konstituieren und untersuchen? Der Abwurf der ersten Atombombe würde sich hier anbieten, aber auch die Entdeckung Amerikas, die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte oder die Unabhängigkeitserklärung Indiens. Möglichkeiten für Einzelstudien gibt es so in großer Vielfalt, auch für studentische Hausarbeiten. Der spezifisch, die Selbstentdeckung einer Nation und zugleich eine neue Form der Geschichtsschreibung anvisierende Ansatz von Pierre Noras Projekt geht darüber allerdings, das sollte nicht vergessen werden, verloren.

Die folgende Auswahl von Einzelstudien spiegelt dies. Am Anfang stehen zwei konzeptionelle Aufsätze von Pierre Nora, nämlich die Einleitung zum ersten Band und der Schluss vom letzten Band der „lieux de mémoire“. Sie können damit die konzeptionelle Entwicklung seines Projektes nachvollziehen und gleichzeitig überprüfen, ob Sie die hier vorgelegte, keineswegs kanonische Deutung überzeugend finden. Dann folgen drei Arbeiten über zentrale politische Erinnerungsorte Frankreichs, die gleichwohl einen beispielhaften Charakter aufweisen: Am Anfang steht die Marseillaise, also ein während der Französischen Revolution entworfenes Marschlied revolutionärer Soldaten, das seit der Dritten Republik zur französischen Nationalhymne geworden ist. Sie wird vorgestellt von Michel Vovelle, einem der führenden Historiker der Französischen Revolution. Es folgt Verdun, das Fort, das einer der größten Materialschlachten des Ersten Weltkrieges ihren Namen gegeben hat, für den totalen, industrialisierten Krieg steht und in Frankreich vor allem zum Symbol der Selbstbehauptung der republikanischen Nation im Kampf gegen deutsche Aggression geworden ist. Der Autor dieses Artikels, Antoine Prost, hat sich als Autor einer großen Studie über die „Ancien Combattants“, die französischen Veteranenverbände, wie kaum ein anderer mit der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in Frankreich befasst. Schließlich Vichy, das faschistoide, mit dem nationalsozialistischen Deutschland kooperierende Restfrankreich unter Führung von Marschall Pétain im Zweiten Weltkrieg, das zuerst zum Bezugspunkt der antirepublikanischen Tradition wurde und heute für die dunklen, hinter dem glorreichen Bezug auf die Resistance lange verborgenen Seiten der französischen Geschichte steht.

Auswahl

Frankreich

Deutschland

Es folgen ebenso beispielhaft wichtige Beiträge über politische Erinnerungsorte Deutschlands. An erster Stelle steht dabei der Aufsatz des Kulturhistorikers und Journalisten Gustav Seibt über das Brandenburger Tor, an dem sich zentrale Entwicklungen und Erfahrungen der preußisch-deutschen Geschichte mit ihren militärischen Siegen und Niederlagen, mit der deutschen Teilung und ihrem Ende gleichsam verdichtet haben. Er kann gewissermaßen in Parallelität zu Vovells Aufsatz über die französische Nationalhymne gelesen werden. Noch mehr gilt die Parallelität für die Arbeit des freiberuflich tätigen Historikers Bernd Ulrich über Stalingrad, die geradezu als zeitliche versetztes Pendant zu Prosts Verdun-Artikel, mit allerdings unterschiedlichem Ausgang, betrachtet werden kann. In einer gewissen Nähe zum Vichy-Artikel steht dann der Beitrag des Hamburger Politologen Peter Reichel über den vielleicht wichtigsten deutschen Erinnerungsort des 20. Jahrhunderts, über Auschwitz. Schließlich haben wir hier noch einen immateriellen Erinnerungsort ausgewählt, der zugleich für eine ganz andere politische Tradition steht: Der Bochumer Sozialhistoriker Klaus Tenfelde behandelt die Bedeutung der von Wilhelm Liebknecht geprägten Parole „Wissen ist Macht“ für das Selbstverständnis der deutschen Arbeiterbewegung.

ZWISCHEN GESCHICHTE UND GEDÄCHTNIS: DIE GEDÄCHTNISORTE

Das Ende der Gedächtnisgeschichte

Beschleunigung der Geschichte. Über das Metaphorische hinaus heißt es zu ermassen, was damit gemeint ist: ein immer schnellerer Absturz in eine unwiderruflich tote Vergangenheit, die unterschiedslose Wahrnehmung aller Dinge als verschwendener – ein Bruch des Gleichgewichts. Herausgerissen wird, was an Erlebtem noch in der Wärme der Tradition, im Schweigen des Brauchtums und in der Wiederholung des Überlieferten wurzelt, fortgespült von einer Grundwelle der Historizität. Ein Selbstbewußtsein im Zeichen des Abgelaufenen, die Vollendung von etwas, das in unvordenklicher Zeit begann. Nur deshalb spricht man so viel vom Gedächtnis, weil es keines mehr gibt.

Das Interesse an jenen Orten, an die sich das Gedächtnis lagert oder in die es sich zurückzieht, rührt von diesem besonderen Augenblick unserer Geschichte her. Wir erleben einen Augenblick des Übergangs, da das Bewußtsein eines Bruchs mit der Vergangenheit einhergeht mit dem Gefühl eines Abreißens des Gedächtnisses, zugleich aber ein Augenblick, da dieses Abreißen noch soviel Gedächtnis freisetzt, daß sich die Frage nach dessen Verkörperung stellen läßt. Es gibt *lieux de mémoire*, weil es keine *milieux de mémoire* mehr gibt.

Man denke nur an jene unwiderrufliche Verstümmelung des Gedächtnisses, die der Untergang der bäuerlichen Welt darstellt, jener Gedächtnisgemeinschaft *par excellence*; die Modewelle, die sie zum Objekt der Geschichte machte, fiel mit dem Höhepunkt des industriellen Wachstums zusammen. Und doch ist dieser zentrale Zusammenbruch unseres Gedächtnisses nur ein Beispiel unter anderen. Die ganze Welt ist in diesen Sog geraten kraft dem bekannteren Phänomen der Demokratisierung und Vermassung, kraft der Tatsache, daß jedes Geschehen Weltgeschichte und Medienereignis wird. An seinen Rändern hat die Unabhängigkeit der neuen Nationen Gesellschaften in die Geschichtlichkeit hineingezogen, die schon der koloniale Gewaltakt aus ihrem ethnologischen Schlaf gerissen hatte – und im Zuge der inneren Dekolonialisierung alle Ethnien, Gruppen, Familien mit starkem Gedächtnis- und schwachem Geschichtskapital. Es ist das Ende der Gedächtnisgesellschaften, all jener Institutionen, die die Bewahrung und Weitergabe der Werte sicherten, Kirche oder Schule, Familie oder Staat. Das Ende der Gedächtnisideologien, all jener Ideologien, die den geregelten Übergang von der Vergangenheit in die Zukunft gewährleisten oder angaben, was festzuhalten sei, um die Zukunft vorzubereiten, heiße diese nun Reaktion, Fortschritt oder gar Revolution. Mehr noch: selbst der Modus

der historischen Wahrnehmung hat sich – mit Hilfe der Medien – außerordentlich erweitert und an die Stelle eines seiner Erbschaft und Innerlichkeit zugewandten Gedächtnisses den dünnen, äußerlichen Film der Aktualität gesetzt.

Beschleunigung: dies Phänomen hat uns den ganzen Abstand vor Augen geführt zwischen dem echten, sozialen und unberührten Gedächtnis, dessen Modell die sogenannten primitiven oder archaischen Gesellschaften repräsentierten und dessen Geheimnis sie mit sich fortgenommen haben, und der Geschichte, die eben das ist, was unsere Gesellschaften, zum Veressen verurteilt, weil die Veränderung sie fortreißt, aus der Vergangenheit gemacht haben. Den Abstand zwischen einem eingebundenen, gebieterischen und seiner selbst nicht bewußten Gedächtnis, das Ordnung schaffend und allmächtig ist, aus der Tiefe emporholend, einem Gedächtnis ohne Vergangenheit, das dennoch ewig die Überlieferung besorgt – und unserem Gedächtnis, das bloß Geschichte ist, bloß Spur und Sparte. Eine Distanz, die sich um so mehr vertieft hat, als die Menschen sich – und zumal seit Beginn der Neuzeit – ein Recht, eine Macht, ja sogar eine Pflicht zur Veränderung zuerkennen haben. Eine Distanz, die heute ihre Klimax erreicht.

Diese Zerrüttung des Gedächtnisses unter dem erdrückenden und entwurzelnden Zugriff der Geschichte bewirkt gleichsam eine Enthüllung. Sie bedeutet das Zerbrechen einer sehr alten Identitätsbeziehung, das Ende von etwas als selbstverständlich Erlebtem: das Ende der Gleichsetzung von Geschichte und Gedächtnis. Die Tatsache, daß es im Französischen nur ein Wort gibt, um die erlebte Geschichte und die intellektuelle Operation, die sie verständlich macht, zu bezeichnen (was die Deutschen durch *Geschichte* und *Historie* unterscheiden), eine oft benannte Schwäche der Sprache, erweist hier ihre tieferliegende Wahrheit: die geschichtliche Bewegung, die uns mit sich reißt, ist wesensverwandt mit jener Geschichte, die sie uns vor Augen stellt. Hausten wir noch in unserem Gedächtnis, brauchten wir ihm keine Orte zu widmen. Es gäbe keine Orte, weil es kein von der Geschichte herausgerissenes Gedächtnis gäbe. Jede Geste bis zur alltäglichen würde wie die religiöse Wiederholung dessen erlebt, was immer schon getan wurde, in einer körperlichen Identifizierung von Tat und Sinn. Sobald es eine Spur, Distanz, Vermittlung gibt, befindet man sich nicht mehr im wahren Gedächtnis, sondern in der Geschichte. Denken wir an die Juden, eingeschlossen in der alltäglichen Treue zum Ritual der Tradition. Ihre Konstituierung zum »Volk der Überlieferung« schloß ein Streben nach Geschichte aus, bis seine Öffnung zur modernen Welt ihm das Bedürfnis nach Historikern aufdrängte.

Gedächtnis, Geschichte: keineswegs sind dies Synonyme, sondern, wie uns heute bewußt wird, in jeder Hinsicht Gegensätze. Das Gedächtnis ist das Leben: stets wird es von lebendigen Gruppen getragen und ist deshalb ständig in Entwicklung, der Dialektik des Erinnerns und Vergessens offen, es weiß nicht um die Abfolge seiner Deformationen, ist für alle möglichen Verwendungen und Manipulationen anfällig, zu langen Schlummerzeiten und plötzlichem Wiederaufleben fähig. Die Geschichte ist die stets

problematische und unvollständige Rekonstruktion dessen, was nicht mehr ist. Das Gedächtnis ist ein stets aktuelles Phänomen, eine in ewiger Gegenwart erlebte Bindung, die Geschichte hingegen eine Repräsentation der Vergangenheit. Weil das Gedächtnis affektiv und magisch ist, behält es nur die Einzelheiten, welche es bestärken: es nährt sich von unscharfen, vermischten, globalen oder ungetrennten Erinnerungen, besonderen oder symbolischen, ist zu allen Übertragungen, Ausblendungen, Schnitten oder Projektionen fähig. Die Geschichte fordert, da sie eine intellektuelle, verweltlichende Operation ist, Analyse und kritische Argumentation. Das Gedächtnis rückt die Erinnerung ins Sakrale, die Geschichte vertreibt sie daraus, ihre Sache ist die Entzauberung. Das Gedächtnis erwächst einer Gruppe, deren Zusammenhalt es stiftet – was darauf hinausläuft, mit Halbwachs zu sagen, daß es so viele Gedächtnisse gibt wie es Gruppen von Menschen gibt; das Gedächtnis ist von Natur aus auf Vermehrung und Vervielfachung angelegt, ist kollektiv, vielheitlich und doch individualisiert. Die Geschichte dagegen gehört allen und niemandem; so ist sie zum Universalen berufen. Das Gedächtnis hafter am Konkreten, im Raum, an der Geste, am Bild und Gegenstand. Die Geschichte befaßt sich nur mit zeitlichen Kontinuitäten, mit den Entwicklungen und Beziehungen der Dinge. Das Gedächtnis ist ein Absolutes, die Geschichte kennt nur das Relative.

Im Grunde der Geschichte ist eine zerstörende Kritik des spontanen Gedächtnisses am Werk. Das Gedächtnis ist der Geschichte stets verdächtig, und ihre wahre Mission besteht darin, das Gedächtnis zu zerstören und zu verdrängen. Die Geschichte ist die Entlegitimierung der gelebten Vergangenheit. Am Horizont der Gesellschaften mit Geschichte, an den Grenzen einer vollständig historisierten Welt zeichnet sich so eine letzte und endgültige Entsakralisierung ab. Die Bewegung der Geschichte, die Ambition des Historikers – sie sind nicht die Herausforderung dessen, »was wirklich geschehen ist«, sondern seine Vernichtung. Mag sein, daß ein kritischer Historizismus Museen, Medaillen und Monumente aufbewahrt als für seine eigene Arbeit notwendiges Arsenal, doch bringt er sie damit just um das, was sie in unseren Augen zu Orten des Gedächtnisses macht. Eine Gesellschaft, die sich ganz und gar im Zeichen der Geschichte erlebte, wüßte letztlich ebensowenig wie eine traditionelle Gesellschaft um Orte, an denen sie ihr Gedächtnis verankern könnte.

Eines der greifbarsten Zeichen für dieses Herausreißen der Geschichte aus dem Gedächtnis ist vielleicht der Beginn einer Geschichte der Geschichtsschreibung, das in Frankreich erst kürzlich erwachte historiographische Selbstbewußtsein. Die Geschichte, genauer die Geschichte der Entwicklung der Nation, bildete die stärkste unserer kollektiven Traditionen – unser Gedächtnismilieu par excellence. Von den Chronisten des Mittelalters bis zu den heutigen Historikern der »totalen Geschichte« hat sich die gesamte historische Tradition als geregelter Gebrauch des Gedächtnisses und als dessen spontane Vertiefung entwickelt, als Rekonstruktion einer Vergangenheit ohne Fehl und ohne Lücke. Wohl keiner der großen Historiker

seit Froissart hatte das Gefühl, nur ein gesondertes Gedächtnis zu repräsentieren. Comynes war sich nicht bewußt, nur ein dynastisches Gedächtnis zu sammeln, La Popélinière nur ein französisches, Bossuet nur ein monarchisches und christliches, Voltaire das Gedächtnis der Fortschritte der menschlichen Gattung, Michelet ausschließlich das des »Volkes« und Lavisse endlich das Gedächtnis der Nation. Ganz im Gegenteil, sie waren alle von dem Gefühl beherrscht, ihre Aufgabe bestünde darin, ein positiveres, umfassenderes und erklärungsfähigeres Gedächtnis als die vorgegangenen zu etablieren. Das wissenschaftliche Arsenal, das sich die Geschichte im letzten Jahrhundert zugelegt hat, hat diese Tätigkeit, die kritische Errichtung eines wahren Gedächtnisses, nur gewaltig bestärkt. Alle großen historiographischen Umgestaltungen liefen darauf hinaus, Sitz und Sockel des kollektiven Gedächtnisses zu erweitern.

In einem Land wie Frankreich vermag die Geschichte der Geschichtsschreibung keine unschuldige Operation zu sein. Sie bringt die interne Subversion einer Geschichte als Gedächtnisarbeits durch eine Geschichte als Kritik zum Ausdruck. Jede Geschichte ist von Natur aus kritisch, und alle Historiker haben behauptet, mit den Mythengeschichten ihrer Vorgänger aufzuräumen. Doch etwas grundlegend anderes beginnt, wenn die Geschichte anfängt, ihre eigene Geschichte zu betreiben. Die Geburt eines historiographischen Bestrebens – damit entsteht eine Geschichte, die darauf geht, in sich selbst alles zu verfolgen, was nicht sie selbst ist, sich als Opfer des Gedächtnisses zu entdecken und Anstrengungen unternimmt, sich davon zu befreien. In einem Land, das der Geschichte nicht die Rolle zugewiesen hätte, das nationale Bewußtsein zu leiten und zu formen, würde sich die Geschichte der Geschichtsschreibung nicht mit diesem polemischen Auftrag belasten. In den Vereinigten Staaten zum Beispiel, einem Land mit vielfältigem, aus den verschiedensten Quellen gespeisten Gedächtnis, wird diese Wissenschaftsdisziplin schon seit jeher betrieben. Die unterschiedlichen Interpretationen der Erringung der Unabhängigkeit oder des Bürgerkrieges zwischen Nord- und Südstaaten stellen, so schwerwiegend die strittigen Fragen auch sein mögen, die amerikanische Tradition nicht in Frage, weil es diese in gewissem Sinn nicht gibt oder weil sie nicht in erster Linie über die Geschichte läuft. In Frankreich dagegen ist die Historiographie bilderstürmerisch und respektlos. Sie besteht darin, sich der am besten gesicherten Objekte der Tradition zu bemächtigen – einer entscheidenden Schlacht wie der von Bouvines¹¹⁴ oder eines kanonischen Lehrbuchs wie der »Kleine Lavisse« –, ihre Mechanik auseinanderzunehmen und ihre Entscheidungsbedingungen zu rekonstruieren. Das heißt den Zweifel in die Brust setzen, die Schneide der Kritik zwischen den Baum des Gedächtnisses und die Rinde der Geschichte. Die Historiographie der Französischen Revolution zu betreiben, ihre Mythen und Interpretationen zu rekonstruieren; das bedeutet, daß wir uns nicht mehr vollständig mit ihrem Erbe identifizieren.

¹¹⁴ 27. Juli 1141: die siegreiche Schlacht von Philipp II. August von Frankreich gegen den vom Papst gebannten Kaiser Otto IV.; gilt als Geburtsstunde des französischen Nationalgefühls; siehe dazu Georges Duby, *Der Sonntag von Bouvines*, Berlin 1988; A. d. U.

zieren. An eine Tradition, so altherwürgt sie auch sein mag, Fragen stellen heißt, sich nicht mehr ausschließlich als derjenige zu sehen, der sie weiterführt. Doch sind es nicht nur die allerheiligsten Objekte unserer nationalen Tradition, die sich eine Geschichte der Geschichtsschreibung vornimmt; seit sie sich über ihre materiellen und konzeptuellen Mittel befragt, über die Verfahren ihrer eigenen Ausbildung als Disziplin und die gesellschaftlichen Träger ihrer Verbreitung, über ihre eigene Konstitution zur Tradition, ist die Geschichte als ganze in ihr historiographisches Zeitalter eingetreten und hat ihre Entidentifizierung mit dem Gedächtnis besiegelt. Mit einem Gedächtnis, das selbst Gegenstand einer möglichen Geschichte geworden ist.

Es hat eine Zeit gegeben, in der eine Gedächtnistradition durch die Geschichte und um die Nation in der Synthese der Dritten Republik zu sich gekommen sein schien. Sie reichte von den *Lettres sur l'histoire de France* von Augustin Thierry (1827) bis zur *Histoire sincère de la nation française* von Charles Seignobos (1933), wenn man den Zeitraum weit faßt. Geschichte, Gedächtnis, Nation haben in dieser Zeit mehr als eine natürliche Zirkulation unterhalten: eine Zirkularität wechselseitiger Ergänzung, eine Symbiose auf allen Ebenen, auf der wissenschaftlichen und pädagogischen, auf der theoretischen und praktischen Ebene. Die nationale Definition der Gegenwart verlangte damals gebietertisch nach ihrer Rechtfertigung durch die Erhellung der Vergangenheit. Eine Gegenwart, die brüchig geworden war durch das Trauma der Revolution, das eine globale Umwertung der monarchistischen Vergangenheit erzwang; brüchig geworden auch durch die Niederlage von 1870, die es nur noch dringlicher werden ließ, gegenüber der deutschen Wissenschaft wie dem deutschen Volksschullehrer, dem wahren Sieger von Sadowa¹¹⁵, eine gelehrte Quellenkritik zu entwickeln und die nationale Überlieferung über die Schule zu vermitteln. Unvergleichlich der Ton nationaler Verantwortung des Historikers, der sich halb als Priester, halb als Soldat gab: er schallt zum Beispiel aus dem Leitartikel der ersten Nummer der *Revue historique* (1876), in dem Gabriel Monod ganz richtig »die fortan langsam, kollektiv und methodisch vorgehende wissenschaftliche Forschung [...] in verborgener und gewisser Weise um der Größe des Vaterlands und zugleich der Menschheit willen« am Werke sehen konnte. Beim Lesen eines solchen Textes und hundert weiterer derselben Art fragt man sich, wie man dem Gedanken Glauben schenken konnte, die positivistische Geschichte sei nicht kumulativ. In der Absicht einer nationalen Konstitution sind ganz im Gegenteil die Politische, das Militärliche, das Biographische Pfeiler der Kontinuität. Die Niederlage von Azincourt¹¹⁶ oder der Dolchstoß von Ravallac¹¹⁷, die *Joûrnée des Dupes*¹¹⁸ oder irgendeine Zusatzklausel des Westfälischen Friedens unterliegen allsamt einer pein-

¹¹⁵ Ort in Böhmen nahe der Festung Königgrätz, nach der die Preußen ihre siegreiche Schlacht gegen die Österreicher (1866) benannten; A. d. U.

¹¹⁶ 1415, Schlacht gegen die Engländer.

¹¹⁷ Mörder Heinrichs IV. (1610).

¹¹⁸ 1630, Entmachtung von Maria von Medici und der Prinzen von Gebliit zugunsten Richelieus.

schöpfung unseres – politischen und mentalen – geschichtlichen Rahmens, der noch kräftig genug ist, uns nicht gleichgültig zu lassen, doch schon so weit verblaßt, daß er sich nur durch den Rückgriff auf seine glänzendsten Symbole behauptet. Beide Bewegungen verbinden sich und verweisen uns in einem Zug auf das symbolträchtigste Handwerkszeug der Arbeit des Historikers und auf die symbolträchtigsten Objekte unseres Gedächtnisses: auf die Archive ebenso wie das Blau-Weiß-Rot der Nationalflagge, die Bibliotheken, die Wörterbücher und die Museen ebenso wie die Gedenkfeiern, die Feste, das Pantheon oder den Triumphbogen, das Wörterbuch von Larousse und die Mauer der Föderierten.*

Die Gedächtnisorte, das sind zunächst einmal Überreste. Die äußerste Form, in der ein eingedenkendes Bewußtsein überdauert in einer Generation, welche nach ihnen ruft, weil sie nicht um sie weiß. Die Entritualisierung unserer Welt ist es, die diesen Begriff auftauchen läßt. Das, was eine Gemeinschaft, die bis in ihre Grundfeste in Wandel und Erneuerung hineingerissen ist, künstlich und willentlich ausscheidet, aufrichtet, etabliert, konstruiert, dekretiert, unterhält. Eine Gesellschaft, die von Natur aus das Neue über das Alte, den Jungen über den Alten, die Zukunft über die Vergangenheit stellt. Museen, Archive, Friedhöfe und Sammlungen, Feste, Jahrestage, Verträge, Protokolle, Denkmäler, Wallfahrtsstätten, Vereine sind die Zeugenberge eines anderen Zeitalters, Ewigkeitsillusionen. Daher der nostalgische Aspekt dieser pathetischen und frostigen Ehrfurtsunternehmungen. Sie sind die Bräuche einer Gesellschaft ohne Brauchum; flüchtige Heiligtümer in einer Gesellschaft der Enthelligung; besondere Bindungen in einer Gesellschaft, die alle Besonderheiten schleift; faktische Differenzierungen in einer Gesellschaft, die aus Prinzip nivelliert, Erkennungszeichen und Merkmale der Gruppenzugehörigkeit in einer Gesellschaft, die dazu tendiert, nur noch gleiche und identische Individuen anzuerkennen.

Die Gedächtnisorte entspringen und leben aus dem Gefühl, daß es kein spontanes Gedächtnis gibt, daß man Archive schaffen, an den Jahrestagen festhalten, Feten organisieren, Nachrufe halten, Verträge beim Notar beglaubigen lassen muß, weil diese Operationen keine natürlichen sind. Deshalb läßt die Verteidigung eines Gedächtnisses, das sich in privilegierte und eiferstüchig bewachte Heimstätten geflüchtet hat, durch Minderheiten nur die Wahrheit aller Gedächtnisorte zum Vorschein kommen. Ohne die Wacht des Eingedenkens fegte die Geschichte sie bald hinweg. Wäre aber das, was sie verteidigen, nicht bedroht, so brauchte man sie nicht zu konstruieren. Lebte man die in ihnen eingeschlossenen Erinnerungen wirklich, so wären sie unnütz. Und bemächtigte nicht umgekehrt die Geschichte sich ihrer, um sie zu verformen, zu verwandeln, sie zu kneten und erstatten zu lassen, so würden sie nicht zu Orten für das Gedächtnis. Es ist dieses Hin und Her, das sie konstituiert, Augenblicke der Geschichte, die der Bewegung der Geschichte entrisen wurden, aber ihr zurückgegeben werden.

* Die Mauer auf dem Friedhof Père-Lachaise, an der 1871 die föderierten Nationalgardisten der Commune erschossen wurden; A. d. U.

lich genauen Buchhaltung. Sorgfältigste Gelchrsamkeit fügt dem Kapital der Nation ein Stückchen hinzu oder zieht es ab. Dieser Gedächtnisraum bildet eine mächtige Einheit von unserer griechisch-römischen Wiege bis zum Kolonialreich der Dritten Republik, und es besteht ebensowenig eine Zäsur zwischen der hohen Gelehrsamkeit, die das Erbe um neue Eroberungen erweitert, und dem Schullehrbuch, das die Vulgata dieser Wissenschaft durchsetzt. Eine heilige Geschichte, weil die Nation heilig ist. Dank der Nation hat sich unser Gedächtnis im Sakralen behauptet.

Wollte man nun verständlich machen, warum sich unter einem neuen Entsakralisierungsschub diese Verbindung aufgelöst hat, müßte man zeigen, wie in der Krise der 1930er Jahre an die Stelle des Paares Staat–Nation allmählich das Paar Staat–Gesellschaft getreten ist. Und wie sich im gleichen Augenblick und aus denselben Gründen die Geschichte aus der Gedächtnistradition, zu der sie geworden war, zu einem Wissen der Gesellschaft über sich selbst gewandelt hat; in Frankreich ist das auf spektakuläre Weise geschehen. Zwar hat die Geschichte deshalb die Blicke auf partikuläre Überlieferungen vervielfachen, ja sich zum Laboratorium der Mentalitäten der Vergangenheit machen können; aber indem sie sich von der Identifizierung mit der Nation befreite, hat sie aufgehört, von einem tragenden Thema beherrscht zu sein und hat im gleichen Augenblick ihren pädagogischen Auftrag zur Weitergabe der Werte verloren; die Krise der Schule zeigt es zur Genüge. Die Nation ist nicht mehr das einigende Band, welches das Bewußtsein der Gemeinschaft umfaßt. Ihre Bestimmung steht nicht mehr auf dem Spiel; Frieden, Wohlstand und ihre schwindende Macht haben den Rest besorgt; nur durch das Fehlen von Bedrohungen wird sie noch bedroht. Mit der Machtübernahme der Gesellschaft an Ort und Stelle der Nation hat die Legitimation durch die Vergangenheit, also durch die Geschichte, der Legitimation durch die Zukunft Platz gemacht. Die Vergangenheit konnte man nur kennen und verehren, der Nation nur dienen; die Zukunft muß man vorbereiten. Die drei Begriffe haben sich selbstständig gemacht. Die Nation ist kein Kampfziel mehr, sie ist eine Gegebenheit; die Geschichte ist eine Sozialwissenschaft geworden und das Gedächtnis ein rein privates Phänomen. Die Gedächtnisnation war die letzte Verkörperung der Gedächtnisgeschichte.

Das Studium der Gedächtnisorte liegt somit am Schnittpunkt zweier Bewegungen, die ihm hier – in Frankreich – und heute seinen Platz und seinen Sinn geben: einerseits eine rein historiographische Bewegung, der Augenblick einer Wende der Geschichte zur Reflexion auf sich selbst; andererseits eine im eigentlichen Sinne historische Bewegung, das Ende einer Gedächtnistradition. Die Zeit der Orte ist dieser genau umschriebene Augenblick, in dem ein ungeheures Kapital verschwindet, das wir in der Intimität eines Gedächtnisses erleben, und das nur noch unter dem Blick einer rekonstruierten Geschichte lebt. Auf der einen Seite eine entscheidende Vertiefung im Werk der Geschichte, auf der anderen Aufkunft eines für gesichert geltenden Erbes. Innere Dynamik des kritischen Prinzips, Er-

sten, unmittelbaren, zum zweiten, vermittelten – was ist da geschehen? Vom Endpunkt der gegenwärtigen Metamorphose her läßt es sich erfassen.

Zunächst ist – im Unterschied zum ersten – dies ein archivarisches Gedächtnis. Es stützt sich ganz und gar auf die deutlichste Spur, den materiellsten Überrest, das sichtbarste Bild. Die Bewegung, die mit der Schrift begonnen hat, vollendet sich im HiFi und im Magnetband. Je weniger das Gedächtnis von innen her erlebt wird, desto mehr bedarf es äußerer Stützen und greifbarer Anhaltspunkte einer Existenz, die nur dank dieser noch lebt. Daher die Archivierung, die den Menschen von heute kennzeichnet, und die sich auf die vollständige Bewahrung sowohl der gesamten Gegenwart als auch der Vergangenheit richtet. Das Gefühl eines raschen und endgültigen Verschwindens verbindet sich mit der besorgten Unruhe, was eigentlich die Gegenwart bedeutet, und mit der Ungewißheit, was wohl die Zukunft bringen wird – und dies verleiht noch dem bescheidensten Überrest, dem geringsten Zeugnis die virtuelle Würde des Erinnerungswürdigen. Müßten wir nicht so oft bei unseren Verfahren Zerstörung oder Verschwinden dessen beklagen, was uns ermöglicht hätte, zu wissen – oft genug, daß wir uns nicht von unseren Nachfahren denselben Vorwurf machen lassen wollen? Die Erinnerung hat ganz und gar die Form genauester Rekonstruktion angenommen: ein registrierendes Gedächtnis, das dem Archiv die Sorge überläßt, sich zu erinnern und eine Vielzahl von Zeichen hinterläßt, wo immer es sich niederläßt, wie eine Schlange ihre abgestreifte Haut. Einst hatten Sammler, Gelehrte und Benediktiner sich der Sammlung von Dokumenten gewidmet, Randfiguren einer Gesellschaft, die ohne sie voranschritt, und einer Geschichte, die ohne sie geschah. Dann hatte die Gedächtnisgeschichte diesen Schatz ins Zentrum ihrer Gelehrsamkeit gestellt und über die tausend Brückenköpfe, mit denen sie in die Gesellschaft vordrang, ihr Ergebnis verbreitet. Heute, da die Historiker sich vom Kult der Quelle freigemacht haben, opfert die ganze Gesellschaft der Religion des Bewahrens und der Archivüberproduktion. Was wir Gedächtnis nennen, ist in Wirklichkeit eine gigantische, schwindelerregende Konstitution des materiellen Grundstocks von allem, woran wir uns unmöglich erinnern können, ein unergründliches Repertorium dessen, woran wir uns vielleicht einmal erinnern müßten. Das »papierne Gedächtnis«, von dem Leibniz gesprochen hat, ist eine autonome Institution aus Museen, Bibliotheken, Depots, Dokumentationszentren, Datenbanken geworden. Allein für die öffentlichen Archive schätzen die Experten, daß sich dank der quantitativen Revolution die Bestände vertausendfacht haben.

Keine Epoche hat dermaßen willentlich Archive produziert wie die unsere, nicht nur aufgrund der Masse, die unsere moderne Gesellschaft spontan absondert, nicht allein wegen der technischen Mittel der Vervielfältigung und Konservierung, sondern aus abergläubischer Verehrung der Spur. In dem Maße, wie das traditionelle Gedächtnis verschwindet, fühlen wir uns gehalten, in geradezu religiöser Weise Überreste, Zeugnisse, Dokumente, Bilder, Diskurse, sichtbare Zeichen dessen anzuhaufen, was einst war, so als sollten diese immer gewichtigeren Akten eines schönen Tages

Nicht mehr ganz das Leben und noch nicht ganz der Tod, wie jene Museschlern am Strand, wenn das Meer des lebendigen Gedächtnisses sich zurückzieht.

Die *Marseillaise* oder die Mahnmäler für die Toten leben auf diese Weise ein zwiespältiges Leben, durchwoben vom gemischten Gefühl der Zugehörigkeit und Losgelöstheit. Denn bereits 1790 war der 14. Juli ein Gedächtnisort und war es doch noch nicht. 1880 erhob ihn seine Erklärung zum Nationalfeiertag zum offiziellen Gedächtnisort, doch machte der Geist der Republik noch mehr aus ihm, eine wahre Rückkehr zu den Quellen. Und heute? Heute zwingt uns der Verlust unseres lebendigen nationalen Gedächtnisses, einen Blick auf dieses Gedächtnis zu werfen, der nicht mehr naiv und auch nicht gleichgültig ist. Ein Gedächtnis, das uns peinigt, aber doch schon nicht mehr das unsrige ist, ein Gedächtnis zwischen beschleunigter Entsakralisierung und provisorisch zurückgeholter Sakralität. Eine irrationale, dumpfe Bindung, die uns weiterhin Schuldner dessen sein läßt, was uns gemacht hat, aber zugleich eine historische Distanzierung, die uns verpflichtet, das Erbe mit nüchternem Blick zu betrachten und sein Verzeichnis zu entwerfen. Gerettete Orte eines Gedächtnisses, die wir nicht mehr bevölkern, halboffizielle und institutionelle, halbaffektive und sentimentale Orte; Orte der Eintracht, in denen doch kein Gemein Sinn mehr lebt, Orte, die weder politische Überzeugung noch leidenschaftliche Teilnahme mehr ausdrücken und in denen gleichwohl noch etwas von symbolischem Leben pocht. Ein Absturz vom Eingedenken zur Historie, von einer Welt, in der man Vorfahren hatte, zu einer Welt mit zufälliger Beziehung zu dem, was uns gemacht hat, Übergang von einer totemistischen Geschichte zu einer kritischen Geschichte: das ist der Augenblick der Gedächtnisorte. Man feiert nicht mehr die Nation, sondern studiert ihre Feierstunden.

Das Gedächtnis im Griff der Geschichte

Alles, was man heute Gedächtnis nennt, ist somit kein Gedächtnis, sondern bereits Geschichte. Alles, was man als Aufschein von Gedächtnis ansieht, ist dessen endgültiges Verschwinden im Feuer der Geschichte. Das Bedürfnis nach Gedächtnis ist ein Bedürfnis nach Geschichte.

Freilich kann man auf das Wort nicht verzichten. Akzeptieren wir es also, aber im klaren Bewußtsein der Differenz zwischen dem wahren Gedächtnis, das sich heute in Gesten und Gewohnheiten gestützet hat, in die Gewerbe, in denen ein stummes Wissen weitergegeben wird, das Wissen um den Körper, die eingepägten Gedächtnisse und das reflexhafte Wissen, und dem durch seinen Übergang in Geschichte verwandelten Gedächtnis, das geradezu das Gegenteil des eigentlichen ist: willentlich und bewußt, als Pflicht erlebt und nicht mehr spontan, psychologisch, individuell und subjektiv, nicht mehr sozial, kollektiv, alle und alles umfassend. Vom er-

werden können. Archiviert, archiviert, es wird doch immer etwas übrigbleiben! Lautet so nicht, ein anderes beredtes Beispiel, das Resultat, zu dem das durchaus legitime Bestreben nach mündlichen Umfragen schließlich führt? Es gibt heute allein in Frankreich mehr als dreihundert Forschungsgruppen, die damit beschäftigt sind, »die Stimmen, die aus der Vergangenheit zu uns dringen« (Philippe Joutard) zu sammeln. Sehr gut. Aber wenn man einen Augenblick daran denkt, daß es sich dabei um Archive ganz besonderer Art handelt, deren Benutzung nur punktuell sein kann, Aufzeichnungszeit erfordert und deren Benutzung nur punktuell sein kann, da sie ihren Sinn aus dem vollständigen Anhören gewinnen, muß man sich zwangsläufig fragen, wie ihre Auswertung möglich sein soll. Wessen Erinnerungswillen bezeugen sie letzten Endes, den der Befragten oder den der Fragesteller? Allein durch sein Gewicht ändert das Archiv seinen Sinn und Status. Es ist nicht mehr der mehr oder weniger beabsichtigte Restbetrag eines gelebten Gedächtnisses, sondern die willentliche und organisierte Sekretion eines verlorenen Gedächtnisses. Es verdoppelt das gelebte Leben, das sich oft im Hinblick auf seine eigene Aufzeichnung – was bieten die Nachrichten anderes? –, auf ein Gedächtnis aus zweiter Hand, eine Gedächtnisprothese abspielt. Die unbegrenzte Schaffung von Archiven ist der zugespitzte Effekt eines neuen Bewußtseins, der klarste Ausdruck des Terminus des historisierten Gedächtnisses.

Denn jenes Gedächtnis überkommt uns von außen, und da es keine soziale Praxis mehr ist, verinnerlichen wir es als einen individuellen Zwang. Der Übergang vom Gedächtnis zur Geschichte hat jeder Gruppe die Pflicht auferlegt, durch Wiederbelebung ihrer eigenen Geschichte ihre Identität neu zu definieren. Diese Gedächtnispflicht macht jeden zum Historiker seiner selbst. Der Imperativ der Geschichte hat auf diese Weise weit über den Kreis der Berufshistoriker hinausgegriffen. Nicht nur die ehemals von der offiziellen Geschichte an den Rand Gedrängten quält das Bedürfnis, ihre verlorene Vergangenheit wiederzugewinnen. Sämtliche Körperschaften und Berufsgruppen, ob intellektuelle Berufe oder nicht, gelehrte oder nicht, verspüren nach dem Muster der Ethnien und gesellschaftlichen Minderheiten das Bedürfnis, auf die Suche nach ihrer Konstitution, nach ihren Ursprüngen zu gehen. Kaum eine Familie, in der sich nicht ein Mitglied kürzlich daran gemacht hat, so gründlich wie möglichen jenen flüchtigen Existenzen nachzuforschen, aus der seine eigene hervorgegangen ist. Das Anwachsen der genealogischen Forschungen ist ein noch junges, massenhaftes Phänomen: der Jahresbericht des Nationalarchivs beziffert sie auf 43 % im Jahre 1982 (gegenüber 38 % akademischer Forschung). Eine erstaunliche Tatsache: nicht die Berufshistoriker sind es, denen man die aufschlußreichsten Geschichten der Biologie, der Physik, der Medizin oder der Musik verdankt, sondern Biologen, Physiker, Mediziner oder Musiker. Die Lehrer haben die Geschichte der Erziehung selbst in die Hand genommen, vom Sport bis zum Philosophieunterricht. Bei der Erschütterung der gefestigten Wissensgebiete fühlt sich jede Disziplin verpflichtet, in einem retrospektiven Nachvollzug ihrer eigenen Herausbildung ihre Fundamente

als Beweisstücke vor einem Tribunal der Geschichte dienen. Das Heilige steckt jetzt in der Spur, die doch seine Negation ist. Unmöglich läßt sich im voraus beurteilen, woran man sich später einmal wird erinnern müssen. Daher das Verbot, etwas zu zerstören, daher wird alles zum Archiv, wird das Feld des Erinnerungswürdigen unterschiedslos ausgeweitet, werden die Funktionen des Gedächtnisses, das man doch zu verlieren meint, maßlos aufgebläht, und alle Gedächtnisinstitutionen ausgebaut. Eine seltsame Umkehrung der Positionen hat sich vollzogen zwischen den Berufshistorikern und -archivaren, denen man einst ihren Sammeleifer vorwarf, und den natürlichen Produzenten von Archiven. Heute sind es die Privatunternehmen und die öffentlichen Verwaltungen, die Archive mit der Empfehlung akkreditieren, daß sie alles aufbewahren, während die Berufshistoriker und -archivare begriffen haben, daß das wesentliche ihres Metiers in der Kunst der kontrollierten Vernichtung liegt.

Die Materialisierung des Gedächtnisses hat sich auf diese Weise innerhalb weniger Jahre ungeheuer ausgeweitet, verzweigt, dezentralisiert und demokratisiert. Im klassischen Zeitalter gab es nur drei große Archivproduzenten, die großen Familien, Kirche und Staat. Wer glaubt sich heute nicht alles bemüßigt, seine Erinnerungen aufzubewahren und seine Memoiren zu schreiben? Nicht nur die geringsten Akteure der Geschichte, sondern auch die Lebenszeugen dieser Akteure, ihre Ehefrauen und ihr Hausarzt. Je weniger außergewöhnlich das Zeugnis ist, um so mehr scheint es würdig. Beispiel einer Durchschnittsmentalität zu sein. Die Liquidierung des Gedächtnisses hat zu einer allgemeinen Aufzeichnungswut geführt. Innerhalb einer Generation hat sich das imaginäre Museum des Gedächtnisses ungeheuer angereichert. Das Jahr des nationalen Kulturjahres 1980 hat ein eklatantes Beispiel dafür geliefert, indem es die Vorstellung eines solchen Erbes bis an die Grenzen des Ungewissen erweiterte. *Zehn Jahre zuvor* begrenzte der *Larousse* von 1970 das Wort *patrimoine* noch auf ein »Gut, das vom Vater oder der Mutter stammt«. Der *Petit Robert* von 1979 macht daraus »von den Vorfahren übertragener Besitz, das kulturelle Erbe eines Landes«. Von einer sehr restriktiven Konzeption der historischen Denkmäler ist man mit der Konvention über die schutzwürdigen historischen und geographischen Stätten von 1972 – ganz abrupt zu einer Konzeption übergegangen, die theoretisch alles einschließen könnte.

Nicht nur alles aufheben, alle Hinweiszeichen des Gedächtnisses konservieren, auch wenn man nicht genau weiß, für welches Gedächtnis sie Hinweise sind. Archive produzieren, lautet der Imperativ unserer Zeit. Beunruhigendes Beispiel dafür sind die Archive der Sozialversicherung, eine dokumentarische Summa, die nicht ihresgleichen hat und die heute aneindergereicht eine Strecke von 300 km ausmacht, eine Rohmasse von Gedächtnis, deren Computerauswertung im Idealfall ermöglichte, aus der Gesellschaft das Normale und das Pathologische herauszulesen, von der Ernährungs- bis zur Lebensweise, nach Regionen oder Berufen geordnet; zugleich aber auch eine Masse, deren Aufbewahrung oder denkbare Auswertung nach drastischen Entscheidungen ruft, die jedoch nicht getroffen

zu überprüfen. Die Soziologie begibt sich auf die Suche nach ihren Gründervätern, die Ethnologie unternimmt es, ihre eigene Vergangenheit, von den Chronisten des 16. Jahrhunderts bis zu den kolonialen Verwaltungsbeamten, zu erkunden. Bis hin zur Literaturkritik gibt es niemanden, der sich nicht bemühen würde, die Genese seiner Kategorien und seiner Tradition zu rekonstruieren. Die positivistischste, ja archivarisierende Geschichte findet zu einem Zeitpunkt, da die Historiker sie längst aufgegeben haben, dank diesem dringlichen, notwendigen Anliegen eine Verbreitung und Tiefenwirkung wie nie zuvor. Das Ende der Gedächtnisgeschichte hat die partikularen Gedächtnisse vervielfacht, die nun ihre eigene Geschichte fördern.

Order ist ausgegeben, sich zu erinnern. Aber es ist meine Aufgabe, mich zu erinnern, und ich bin es, an den ich mich erinnere. Die historische Metamorphose des Gedächtnisses wurde bezahlt mit der endgültigen Konversion zur Individualpsychologie. Die beiden Phänomene sind so eng miteinander verbunden, daß man nicht umhin kann, auf die zeitliche Koinkidenz hinzuweisen: ist nicht das Gedächtnis am Ende des vergangenen Jahrhunderts aufgetaucht, als die entscheidenden Erschütterungen der traditionellen Gleichgewichte, insbesondere der Zusammenbruch der bürgerlichen Welt spürbar wurden: von Bergson ins Zentrum der philosophischen Reflexion versetzt, von Freud in den Kern der psychischen Persönlichkeit, von Proust in den Mittelpunkt der autobiographischen Literatur? Der Zusammenbruch dessen, was für uns das Bild schlechthin eines in der Scholle wurzelnden Gedächtnisses gewesen ist, und der plötzliche Aufstieg des Gedächtnisses im Kern der individuellen Identitäten sind gleichzeitig zwei Seiten desselben Bruchs, der Anfang eines unterdes explosionsartig verlaufenden Prozesses. Verdanken wir nicht Freud und Proust die beiden intimen und doch universalen Gedächtnisorte, die Urszene und die berühmte kleine Madeleine? Dieser Transfer des Gedächtnisses bezeichnet eine entscheidende Verschiebung: vom Historischen zum Psychologischen, vom Sozialen zum Individuellen, vom Übertragbaren zum Subjektiven, von der Wiederholung zur Wiedererinnerung. Er läutet ein neues Regime des Gedächtnisses ein, das von nun an Privatangelegenheit ist. Die vollständige Psychologisierung des zeitgenössischen Gedächtnisses hat zu einer einzigartig neuen Ökonomie der Identität, der Mechanismen des Gedächtnisses und des Verhältnisses zur Vergangenheit geführt.

Denn der Gedächtniszwang lastet auf dem Individuum und auf ihm allein, drängend und zugleich unbestimmt; auf dessen persönlicher Beziehung zur eigenen Vergangenheit beruht seine mögliche Wiederbelebung. Die Atomisierung eines allgemeinen Gedächtnisses in Privatgedächtnisse gibt dem Gesetz des Erinnerns eine intensive Kraft inneren Zwanges. Sie verpflichtet jeden, sich zu erinnern, und macht aus der Wiedererinnerung einer Zugehörigkeit das Prinzip und das Geheimnis der Identität. Im Gegenzug nimmt ihn diese Zugehörigkeit ganz und gar in Beschlag: ist das Gedächtnis nicht mehr überall, so wäre es nirgends, beschlössen nicht ein individuelles Bewußtsein in einsamer Entscheidung, sich darum zu küm-

mern. Je weniger das Gedächtnis kollektiv gelebt wird, um so mehr braucht es einzelne Menschen, die sich selbst zu Gedächtnismenschen machen. Gleichsam als ob eine innere Stimme zu den Korsen sagte: »Du mußt Korse sein«, und zu den Bretonen: »Man muß Bretone sein!« Um die Stärke und Anziehungskraft dieser Zuschreibung zu verstehen, muß man sich vielleicht dem jüdischen Gedächtnis zuwenden, das von so vielen entjudaisierten Juden in jüngster Zeit wiederbelebt worden ist. Denn in dieser Tradition, die keine andere Geschichte als ihr eigenes Gedächtnis hat, heißt Jude sein, sich daran zu erinnern, dies zu sein. Ist aber diese unanfechtbare Erinnerung einmal verinnerlicht, verpflichtet sie einen allmählich mit Haut und Haar. Gedächtnis wovon? Letzten Endes ein Gedächtnis des Gedächtnisses. Die Psychologisierung des Gedächtnisses hat jedem das Gefühl eingegeben, daß sein Heil letztlich von der Begleichung einer unmöglichen Schuld abhinge.

Gedächtnis in Form des Archivs, Pflicht zum Gedächtnis: noch ein drittes Merkmal ist nötig, um dieses Bild der Metamorphosen zu vervollständigen, das Gedächtnis als Distanz.

Denn unser Verhältnis zur Vergangenheit, zumindest soweit es in den bezeichnendsten historischen Arbeiten zutage tritt, unterscheidet sich sehr von dem, was man von einem Gedächtnis erwartet. Keine retrospektive Kontinuität mehr, sondern die Betonung der Diskontinuität. Für die Gedächtnisgeschichte von einst bestand die wahre Sicht der Vergangenheit darin, sie als nicht völlig vergangen anzusehen. Eine Anstrengung des Wiedererinnerns konnte sie wieder aufleben lassen; dadurch wurde die Gegenwart selbst auf ihre Weise eine wiederholte, aktualisierte Vergangenheit, als Gegenwart gebannt durch diese Einbindung und Verankerung. Gewiß mußte es, damit ein Gefühl für Vergangenheit bestehen konnte, einen Riß zwischen Gegenwart und Vergangenheit geben, ein »vorher« und »nachher«. Aber es handelte sich nicht so sehr um eine als radikale Differenz erlebte Trennung als vielmehr um ein Intervall, das im Sinn einer wiederherzustellenden Filiation erfahren wurde. Die beiden großen Deutungsmuster der Geschichte, zumindest seit der Neuzeit, Fortschritt und Niedergang, brachten beide diesen Kult der Kontinuität zum Ausdruck, daß sichere Wissen um die Dinge, denen wir verdanken zu sein, was wir sind. Daher die Prägnanz der Idee der »Ursprünge«, einer bereits profanen Form der mythologischen Erzählung, die jedoch dazu beitrug, einer Gesellschaft auf dem Weg der nationalen Laizisierung ihren Sinn und ihr Streben nach Sakralem zu geben. Je größer die Ursprünge, um so größer machten sie uns. Denn auf dem Weg über die Vergangenheit verehren wir uns selbst. Just dieses Verhältnis ist zerbrochen. In selbem Maße wie die sichtbare, abschbare, machbare und abgestreckte Zukunft, die Projektion der Gegenwart, nunmehr unsichtbar, unabsehbar, unbeherrschbar geworden ist, sind wir von der Vorstellung einer sichtbaren Vergangenheit zur Idee einer unsichtbaren Vergangenheit gelangt; in selbem Äther zu einer Vergangenheit, die wir als Bruch erleben; von einer Geschichte, die sich im Kontinuum

uns noch einmal den gemächlichen Gang des Lebens und den Geschmack der Dinge gleichsam sinnlich erfahrbar zu machen? In jenen Biographien von Unbekannten das Mittel, uns begreifen zu lassen, daß die Massen nicht als anonyme Masse zusammenlebten und faßbar sind? Und wie sollte man nicht in diesen Bläschen von Vergangenheit, die uns all die vielen Studien der Mikrogeschichte liefern, den Willen lesen, die Geschichte, die wir rekonstruieren, auf eine Ebene zu heben mit der Geschichte, die wir erleben? Das Gedächtnis als Spiegel, möchte man sagen, würden die Spiegel nicht das Bild des Selben zurück, wo wir doch im Gegenteil in ihnen die Differenz entdecken wollten; und in Schauspiel dieser Differenz blitzt plötzlich die unauffindbare Identität auf. Keine Genese mehr, sondern die Entschlüsselung dessen, was wir sind, im Lichte dessen, was wir nicht mehr sind.

Diese Alchimie des Wesentlichen trägt sonderbarer Weise dazu bei, die Geschichte, deren brutaler Schub in Richtung Zukunft uns doch eigentlich von derlei freimachen sollte, zur Hüterin der Geheimnisse der Gegenwart zu machen. Weniger die Geschichte übrigens als den Historiker, durch den sich die wunderartige Operation vollzieht. Früher war seine Rolle einfach und sein Platz fest eingebettet in die Gesellschaft: Wort der Vergangenheit und Führer in die Zukunft sollte er sein. Seine Person zählte insofern weniger als sein Dienst; nichts weiter als eine gelehrte durchsichtige Hülle, ein Übertragungsvehikel, ein möglichst feiner Bindestrich zwischen der rohen Materialität der Dokumente und der Eintragung ins Gedächtnis hatte er zu sein. Im Extremfall eine von Objektivität besessene Leerstelle. Aus dem Zerfall der Gedächtnisgeschichte nun geht eine neue Gestalt hervor, ein Historiker, der im Unterschied zu seinen Vorgängern bereit ist, die enge, intime und persönliche Verbindung, die er mit seinem Gegenstand unterhält, zuzugeben. Mehr noch, sie zu verkünden, zu vertiefen, aus ihr nicht das Hindernis, sondern den Hebel seines Verständnisses zu machen. Denn der Gegenstand verdankt alles seiner Subjektivität, seiner Schöpfung und Wiederschaffung. Er ist das Werkzeug des Stoffwechsels, welcher dem Sinn und Leben gibt, was an sich und ohne ihn weder Sinn noch Leben hätte. Stellen wir uns eine Gesellschaft vor, die vollständig vom Gefühl ihrer eigenen Historizität absorbiert wäre; es wäre ihr unmöglich, Historiker hervorzubringen. Ganz und gar in dem Zeichen der Zukunft lebend, begnüge sie sich mit automatischen Aufzeichnungen ihrer selbst und wäre zufrieden mit selbsttätigen Buchungsmaschinen, verwiese die Aufgabe, sich selbst zu begreifen, in eine unbestimmte Zukunft. Unsere Gesellschaft dagegen ist zwar durch das Ausmaß der Veränderungen ihrem Gedächtnis entrissen, aber um so besessener, sich historisch zu begreifen und dazu verurteilt, den Historiker zu einer immer zentraleren Gestalt zu machen, weil sich in ihm vollzieht, worauf sie verzichten möchte und doch nicht verzichten kann: der Historiker ist derjenige, der die Geschichte daran hindert, nur Geschichte zu sein.

Und in derselben Weise, wie wir der panoramischen Distanz die Großaufnahme und der unwiderrufflichen Fremdheit eine künstliche Überwirklichkeitstreue der Vergangenheit verdanken, führt die Veränderung des

eines Gedächtnisses spürte, zu einem Gedächtnis, das sich in die Diskontinuität einer Geschichte projiziert. Man spricht nicht mehr von »Ursprüngen«, sondern von »Herkunft«. Die Vergangenheit wird uns als radikal andere vorgestellt, sie gilt als jene Welt, von der wir für immer geschieden sind. Und in dem Aufweis der Kluft, die uns von ihr scheidet, gibt unser Gedächtnis seine Wahrheit preis – ebenso wie in der Operation, die jene Kluft auf einen Schlag beseitigt.

Denn man glaube nicht, das Gefühl der Diskontinuität gäbe sich mit dem Vagen und nächtlich Schemenhaften schon zufrieden. Paradoxerweise fordert die Distanz die Annäherung, welche sie bannit und ihr zugleich ihr Vibrato gibt. Nie zuvor hat man auf so sinnliche Weise das Gewicht der Erde an den Stiefeln, die Hand des Teufels im Jahre 1000 und die üblen Gerüche der Städte im 18. Jahrhundert spüren wollen. Doch das künstliche Trugbild der Vergangenheit ist eben nur denkbar unter der Herrschaft der Diskontinuität. Die ganze Dynamik unseres Verhältnisses zur Vergangenheit liegt in diesem subtilen Spiel unüberwindlicher Ferne und schrankenloser Nähe. Im ursprünglichen Wortsinn handelt es sich um eine *repraesentatio*, die sich radikal von dem unterscheidet, was die alte *resurrectio* suchte. So vollständig diese immer sein wollte, tatsächlich implizierte das Wiederauflebenlassen eine Hierarchie der Erinnerung, die über Licht und Schatten gebot, um im Blick einer zielgerichteten Gegenwart die Perspektive der Vergangenheit zu ordnen. Der Verlust eines einzigen und einheitlichen Erklärungsprinzips hat uns in ein zersprengtes Universum gestürzt und zugleich jedes Objekt, und sei es noch so gering, unwahrscheinlich, unzugänglich, zur Würde des historischen Mysteriums emporgehoben. Denn einst wußten wir, wessen Sohn wir waren, heute aber sind wir die Söhne von jedermann und niemand. Nicht wissend, woraus die Vergangenheit gemacht sein wird, verwandelt eine sorgenvolle Ungewißheit alles in Spur, mögliches Indiz, historischen Verdacht, mit denen wir die Unschuld der Dinge verseuchen. Unsere Wahrnehmung der Vergangenheit ist die ungestüme Aneignung dessen, von dem wir wissen, daß es uns nicht mehr gehört. Sie verlangt ein Scharfstellen auf ein Ziel, das wir verloren haben. Die Repräsentation schließt das Fresko, das Fragment, die Gesamtansicht aus; sie arbeitet mit punktuellen Erhellungen, vielfachen selektiven Erhebungen und aussagekräftigen Stichproben. Ein netzhautintensives, stark fernsehartiges Gedächtnis. Wie sollte man nicht die Verbindung ziehen zwischen jener berühmten »Rückkehr zur Erzählung«, die man in der neuesten Weise der Historiographie bemerken möchte, und der Allmacht von Bild und Film in der heutigen Kultur? In Wahrheit ist doch dieses Erzählen völlig verschieden von der traditionellen Erzählung mit ihrer abgeschlossenen Selbstbeschränkung und ihren Synkopenschnitten. Wie sollte man nicht den feierlichen Respekt vor dem Archivadokument, des mit den eigenen Augen Gesehenen, und den einzigartigen Aufstieg der Oralität, des mit den eigenen Ohren Gehörten, mit der Livessendung in Beziehung bringen, an die wir uns ansonsten gewöhnt haben? Wie nicht in diesem Geschmack am Alltäglichen in der Vergangenheit das einzige Mittel sehen,

Gesellschaft bewusst zur Überlieferung an die Nachwelt produziert hat, wie etwa ein Gesetz oder ein Kunstwerk, von der unbestimmten Masse der »indirekten Quellen« (Überresten) unterscheiden, d. h. allen Zeugnissen, die eine Epoche hinterlassen hat, ohne sich um ihre künftige Verwendung durch die Historiker zu kümmern. Fehlt diese Absicht, etwas im Gedächtnis festzuhalten, so werden aus Orten des Gedächtnisses Orte der Geschichte.

Andererseits müßte man sich, soviel steht fest, griffen Geschichte, Zeit, Wandel nicht ein, mit einer simplen Geschichte der Gedenkstätten begnügen. Mit Orten also haben wir es zu tun, doch mit vermischten, mutierenden, mit Zwitterorten, dicht gesponnen aus Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit – in einer Spirale des Kollektiven und des Individuellen, des Prosaischen und des Sakralen, des Unbewegten und des Beweglichen, einer Folge ineinander verschlungener Möbiustränge. Denn wenn auch die grundlegende Existenzberechtigung eines Gedächtnisortes darin liegt, die Zeit anzuhalten, der Arbeit des Vergessens Einhalt zu gebieten, einen bestimmten Stand der Dinge festzuhalten, den Tod unsterblich zu machen, dem Immateriellen greifbare Form zu geben – allein im Gold liegt das Gedächtnis des Geldes –, um das Höchstmaß an Sinn in einem Mindestmaß von Zeichen einzuschließen, so ist doch klar, daß die Gedächtnisorte, und das macht sie interessant, nur von ihrer Fähigkeit zur Metamorphose leben, vom unablässigen Wiederaufflackern ihrer Bedeutungen und dem unvorhersehbaren Emporspringen ihrer Verzweigungen.

Zwei Beispiele aus ganz unterschiedlichen Bereichen. Zunächst der revolutionäre Kalender: er ist wahrhaftig ein Gedächtnisort, denn als Kalender sollte er den vorgängigen Rahmen jedes möglichen Gedächtnisses liefern, und als revolutionärer Kalender wollte er mit seiner Nomenklatur und seiner Symbolik »ein neues Buch [in] der Geschichte aufschlagen«, wie sein wichtigster Organisator ehrgeizig sagte, oder, nach einem anderen Berichterstatter der Kommission, »die Franzosen ihre eigenen Herrn und Meister sein lassen«. Und mit diesem Ziel vor Augen die Geschichte in der Stunde der Revolution anhalten und alle zukünftigen Monate, Tage, Jahrhunderte und Jahre auf die Bilderwelt des Revolutionsepos abstimmen. Das dürfte an Gründen wohl ausreichen. Was ihn jedoch in unseren Augen erst recht zum Gedächtnisort macht, ist sein Scheitern: daß er nicht das geworden ist, was seine Begründer wollten. Lebten wir tatsächlich heute noch nach seinem Rhythmus, wäre er uns so vertraut geworden wie der Gregorianische Kalender und hätte dadurch seine Qualität verloren, ein Gedächtnisort zu sein. Er wäre in unserer Gedächtnislandschaft aufgegangen und diente nurmehr dazu, alle anderen vorstellbaren Gedächtnisorte zu registrieren. Aber siehe da, er ist nicht völlig gescheitert: Schlüsseldaten ragen aus ihm hervor, Ereignisse, die auf immer mit ihm verbunden sind – Vendémiaire, Thermidor, Brumaire. So kehren die Motive des Gedächtnisortes zu sich selbst zurück, verdoppeln sich in Zerrspiegeln, die seine Wahrheit sind. Kein Gedächtnisort ohne diese verschlungenen Pfade der Begründung.

27

Wahrnehmungsmodus den Historiker beharrlich zu den traditionellen Objekten zurück, von denen er sich abgewandt hatte, zu den Handbüchern und Nachschlagewerken unseres nationalen Gedächtnisses. Da steht er wieder auf der Schwelle seines Geburtshauses, der alten Heimstatt, seit langem unbewohnt, kaum wiederzuerkennen. Mit denselben geerbten Möbeln, doch von einem anderen Licht beschienen. Vor derselben Werkstatt, doch mit einem anderen Werkauftrag. Im gleichen Stück, aber mit einer anderen Rolle. Die Historiographie ist unwiderruflich in ihr epistemologisches Zeitalter eingetreten, die Ära der Identität endgültig abgeschlossen, das Gedächtnis unabwendbar erfaßt von der Geschichte – in dieser Situation ist der Historiker nicht mehr ein Gedächtnismensch, sondern als Person selber ein Gedächtnisort.

Die Gedächtnisorte, eine andere Geschichte

Die Orte des Gedächtnisses gehören beiden Reichen an. Das macht sie interessant, aber auch komplex: einfach und vieldeutig, natürlich und künstlich, der sinnlichsten Erfahrung unmittelbar gegeben und gleichzeitig Produkt eines höchst abstrakten Gedankenwerks.

In der Tat sind sie Gedächtnisorte in der dreifachen Bedeutung des Worts, im materiellen, symbolischen und funktionalen Sinn, dies jedoch in unterschiedlichem Maße. Auch ein offenbar rein materieller Ort wie ein Archivdepot ist erst dann ein Gedächtnisort, wenn er mit einer symbolischen Aura umgeben ist. Auch ein rein funktionaler Ort wie ein Schulbuch, ein Testament, ein Kriegsveteranenverein gehört nur dann zu dieser Kategorie, wenn er Gegenstand eines Rituals ist. Auch eine Schweigeminute, die das extremste Beispiel einer symbolischen Bedeutung zu sein scheint, ist materieller Ausschnitt einer Zeiteinheit und dient gleichzeitig dazu, periodisch eine Erinnerung wachzurufen. Stets existieren die drei Aspekte nebeneinander. Nehmen wir einen so abstrakten Gedächtnisort wie den Begriff der Generation: er ist materiell aufgrund seines demographischen Inhalts, funktional qua Hypothese, denn er bewirkt gleichzeitig die Kristallisierung der Erinnerung und ihre Weitergabe, per Definition aber ist er symbolisch, denn er charakterisiert anhand eines Ereignisses oder einer Erfahrung, die nur wenige erlebt haben, eine Mehrheit, die an ihnen nicht teilhatte.

Was sie konstituiert, ist ein Wechselspiel von Gedächtnis und Geschichte, eine Interaktion zwischen beiden Faktoren, die zu ihrer wechselseitigen Überdetermination führt. Am Anfang muß es einen Willen geben, etwas im Gedächtnis festzuhalten. Gäbe man das Prinzip dieser Vorgängigkeit auf, würde man schnell von einer engefasten Definition, die indes die größten Potentialitäten enthält, zu einer möglichen, aber unscharfen Definition abgleiten, die theoretisch jedes einer Erinnerung würdige Objekt einschließt. Das ist ein bißchen wie die guten Regeln der historischen Kritik von einst, die weise »direkte Quellen« (Überlieferung), d. h. jene, die eine

26

Totenkult zu tun hat, was zum kulturellen Erbe gehört, alles, was die Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart regelt, so ist freilich auch klar, daß manche, die nach der strengen Definition nicht dazu gehören, doch darauf Anspruch erheben dürfen und umgekehrt viele, die vom Prinzip her dazugehören, tatsächlich ausgeschlossen werden müssen. Was bestimmte vor- und frühgeschichtliche, archaische Fundorte und geographische Stätten zu Orten und sogar zu berühmten Stätten macht, ist häufig genau das, was sie eigentlich davon abhalten müßte: das völlige Fehlen eines Willens, etwas im Gedächtnis zu bewahren. Aber dies wird kompensiert durch das erdrückende Gewicht, mit dem sie die Zeit, die Wissenschaft, der Traum und das Gedächtnis der Menschen belegt haben. Dagegen hat nicht jede beliebige Grenzlinie denselben Anspruch wie der Rhein oder das »Finistère«, jenes »Ende der Erde«, dem die bekanntesten Seiten von Michelet ihren Ruhmesitel verliehen haben. Jede Verfassung, jedes diplomatische Abkommen ist ein Gedächtnisort, doch die Verfassung von 1793 ist es nicht im gleichen Maße wie die von 1791 mit der Erklärung der Menschenrechte: ein Gedächtnisort, der Neues begründet. Und der Frieden von Nimwegen ist es nicht im gleichen Maße wie – an den beiden Enden der europäischen Geschichte – die Teilung von Verdun und die Konferenz von Jalta.

In diesem Gemenge ist es das Gedächtnis, das diktiert, und die Geschichte schreibt auf. Deshalb sind zwei Bereiche es wert, daß man bei ihnen verweilt: die Ereignisse und die Geschichtsbücher, weil sie, da sie kein Gemisch aus Gedächtnis und Geschichte, sondern die Instrumente des Gedächtnisses in der Geschichte sind, es ermöglichen, das Gebiet deutlich abzustecken. Sind nicht alle großen historischen Werke, ja die historische Gattung eine Art Gedächtnisort? Sind nicht alle großen Ereignisse, ja bereits der Begriff des Ereignisses per Definition Gedächtnisorte? Beide Fragen verlangen eine genaue Antwort.

Nur diejenigen Geschichtsbücher sind Gedächtnisorte, die mit einer Umschichtung des Gedächtnisses einhergehen oder deren pädagogische Breitere bilden. Die großen Augenblicke der Fixierung eines neuen historischen Gedächtnisses sind nicht so zahlreich in Frankreich. Da waren im 13. Jahrhundert die *Grandes Chroniques de France*, welche die dynastische Überlieferung zusammenfaßten und das mehrere Jahrhunderte lang gültige Modell der historiographischen Arbeit festlegten. Im 16. Jahrhundert, während der Religionskriege, war es die sogenannte Schule der »vollkommenen Geschichte«, welche die Legende der trojanischen Ursprünge der Monarchie zerstörte und das gallische Altertum retablierte: *Les Recherches de la France* von Etienne Pasquier (1599) haben für diese Schule – schon von der Modernität ihres Titels her, einen emblematischen Wert. Es folgt die Historiographie am Ende der Restaurationszeit, die mit einem Schlag die moderne Konzeption der Geschichte einführt: die *Lettres sur l'histoire de France* von Augustin Thierry (1820) bildeten ihren Auftakt, und ihre endgültige Veröffentlichung in einem Band (1827) traf bis auf einige Monate genau mit dem ersten Buch eines illustren Debütanten, Michelets *Précis d'histoire*

Nehmen wir nun den Fall der berühmten *Tour de la France par deux enfants*: ein gleichermaßen unbestreitbarer Gedächtnisort, denn die *Tour* hat – ebenso wie der *Petit Lavis* – das Gedächtnis von Millionen junger Franzosen geformt, zu einer Zeit, da der Erziehungsminister seine Uhr aus der Weste ziehen und um fünf nach acht Uhr morgens erklären konnte: »Alle unsere Kinder überqueren jetzt die Alpen.« Auch deshalb ein Gedächtnisort, weil sie ein Inventar all dessen ist, was man sich von Frankreich wissen mußte, eine Schilderung, mit der man sich identifizieren, und eine Initiationsreise. Aber die Dinge werden komplizierter: bei aufmerksamer Lektüre zeigt sich, daß die *Tour de la France* schon bei ihrem Erscheinen 1877 das Klischeebild eines Frankreich zeichnete, das es nicht mehr gab, und daß sie in jenem Jahr des 16. Mai, das die Festigung der Republik erlebte, ihre verführerische Wirkung aus einer subtilen Verzauberung der Vergangenheit zog. Ein Buch für Kinder, dessen Erfolg – wie so oft – zu einem Teil auf der Erinnerung der Erwachsenen beruhte. Soweit für das dem Gedächtnis Voranliegende; was aber geschah danach? 35 Jahre nach der ersten Veröffentlichung, als am Vorabend des Ersten Weltkriegs das Buch noch immer eine beherrschende Stellung einnahm, wurde es wohl schon als Erinnerungsbuch, als Ausdruck einer nostalgischen Tradition gelesen: der Beweis dafür ist, daß sich, obwohl man das Buch überarbeitet und auf den neuesten Stand gebracht hatte, die alte Ausgabe besser zu verkaufen schien als die neue. Dann machte sich das Buch rar, es wurde nur noch in zurückgebliebenen Milieus, in abgelegenen ländlichen Gebieten gelesen; man vergaß es. Allmählich wurde die *Tour de la France* zur Rarität, zum Schatz auf dem Speicher oder zum Dokument für die Historiker. Sie schied aus dem kollektiven Gedächtnis aus und ging ins historische Gedächtnis, später ins pädagogische Gedächtnis ein. Zu ihrem hundertjährigen Jubiläum im Jahre 1977 – zu dem Zeitpunkt, als der *Cheval d'orgueil* fast eine Million Auflage erreichte, als das Frankreich Giscard's, das industrielle, aber schon von der Wirtschaftskrise erfaßte Frankreich seine mündliche Überlieferung und seine bäuerlichen Wurzeln entdeckte, wurde es neu gedruckt, und die *Tour de la France* ging erneut in das kollektive Gedächtnis ein, aber nicht mehr in dasselbe – und neue Augenblicke des Vergessens, neue Reinkarnationen mögen folgen. Was verhilft diesem Star der Gedächtnisorte zu derartigen Würden, seine anfängliche Intention oder sein zyklisches Aufleben im Gedächtnis? Ganz offenkundig beides: alle Gedächtnisorte sind gleichsam russische Puppen der Bedeutung.

Es ist gerade dieses Prinzip doppelter Zugehörigkeit, das es ermöglicht, in der unbestimmten Vielzahl der Orte eine Rangordnung, eine Begrenzung ihres Feldes, ein Verzeichnis ihrer Bandbreiten zu schaffen.

Wenn man nun in der Tat die großen Kategorien von Gegenständen deutlich sehen kann, die zu dieser Gattung gehören – alles, was mit dem

* Pierre Jakez Hélias, *Le cheval d'orgueil. Mémoires d'un breton du pays bigouden*, Paris 1971; Kindheits Erinnerungen und Bilder aus dem Leben der Bauern im Bigouden (westl. von Quimper) in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; A. d. U.

aufdrängen. Von den natürlichsten, durch konkrete Erfahrung gegebenen Orten wie Friedhöfen, Museen und Jahrestagen zu den intellektuell raffiniertesten, die wir uns nicht entgehen lassen werden; nicht nur die bereits erwähnten Begriffe der Generation, der Lignée, des »regionalen Gedächtnisses«, sondern auch das Gedächtnis der Gegensätze und »Scheidelinien«, die allen Wahrnehmungen des französischen Raums zugrunde liegen, oder jenes der »Landschaft als Malerei«, das unmittelbar einsichtig ist, denkt man etwa an Corot oder an die *Sainte-Victoire* von Cézanne. Wir werden den materiellen Aspekt der Orte betonen, die mannigfache Gestalt annehmen. Zunächst die tragbaren, die nicht die unwichtigsten sind, hat doch das Volk der Überlieferung mit seinen Gesetzestafeln ein höchst bedeutsames Beispiel für sie gegeben; sodann die topographischen, die ihrer genauen Lokalisierung und Verwurzelung an einem spezifischen Ort alles verdanken: das trifft für alle touristischen Stätten zu, für die Nationalbibliothek, die so mit dem Hôtel Mazarin verbunden ist wie das Nationalarchiv mit dem Hôtel de Soubise. Schließlich die Gedenkstätten, die man nicht mit Architekturdenkmälern verwechseln sollte. Die ersten, Statuen oder Denkmäler für die Toten, beziehen ihre Bedeutung aus ihrer inneren Existenz; zwar ist es keineswegs gleichgültig, an welchem Ort sie stehen, doch fände ein anderer auch seine Rechtfertigung, ohne daß die ihre verändert würde. Dies gilt nicht für die Gebäude, die die Zeit zusammengefügt hat, und deren Bedeutung auf den komplexen Beziehungen zwischen ihren Elementen beruht: sie sind, wie etwa die Kathedrale von Chartres oder das Schloß von Versailles, Spiegel der Welt oder einer Epoche.

Sollten wir uns demgegenüber stärker den betont funktionalen Gedächtnisorten widmen? Hier reicht die Bandbreite von den Orten, die deutlich der Bewahrung einer Erfahrung dienen, welche nicht weitergegeben werden kann und mit denen verschwindet, die sie erlebt haben (wie etwa den Vereinen der Kriegsveteranen), bis zu denen, deren – ebenfalls vorübergehender – Existenzgrund pädagogischer Natur ist wie im Falle der Lehrbücher, Wörterbücher, Testamente oder jener *livres de raison*, die von den Familienoberhäuptern im 17. und 18. Jahrhundert zum Gebrauch für ihre Nachfahren verfaßt wurden. Sollten wir nicht auch empfänglicher sein für die symbolische Komponente? Es lassen sich beispielsweise beherrschende und beherrschte Orte einander gegenüberstellen. Erstere sind spektakulär und triumphal, eindrucksvoll und in der Regel aufgedrückt: von einer nationalen Autorität oder einer Körperschaft, jedenfalls immer von oben; so besitzen sie oft die Kälte oder Feierlichkeit der offiziellen Zeremonien. Dahin geht man nicht, man begibt sich dorthin. Die zweiten sind die Rückzugsorte, die Sanktuarien spontaner Verbundenheit und stiller Wallfahrt. Sie bilden das lebendige Herz des Gedächtnisses. Auf der einen Seite Sacré-Cœur, auf der anderen die populäre Wallfahrt nach Lourdes; auf der einen Seite die nationale Trauerfeier für Paul Valéry, auf der anderen die Beerdigung von Jean-Paul Sartre; auf der einen Seite die Totenmesse für de Gaulle in Notre-Dame, auf der anderen der Friedhof von Colombey-les-deux-Eglises.

31

moderne, und mit den Anfängen von Guizots Vorlesung über »die Geschichte der europäischen und französischen Zivilisation« zusammen. Schließlich gehört die positivistische nationale Geschichte zu ihnen, deren Manifest die *Revue historique* (1876) und deren Monument die 27bändige *Histoire de France* von Ernest Lavisse darstellte. Dasselbe gilt für die Memoiren, die schon dank ihrem Namen als Gedächtnisorte erscheinen könnten; das gleiche gilt für Autobiographien oder Tagebücher. Die *Mémoires d'outre-tombe* von Chateaubriand, Stendhals *Vie de Henry Brulard* oder das *Journal intime* von Amiel sind Gedächtnisorte – nicht weil sie besser oder großartiger sind als andere, sondern weil sie den einfachen Gebrauch des Gedächtnisses durch eine Reflexion über das Gedächtnis selbst komplizieren. Das gleiche läßt sich über die Memoiren von Staatsmännern sagen. Von Sully bis de Gaulle, vom *Testament Richelieus* bis zum *Mémorial de Sainte-Hélène* und zum *Journal Poincarés* hat die Gattung, unabhängig von der unterschiedlichen Qualität der Texte, ihre Konstanten und spezifischen Züge: sie impliziert eine Kenntnis der anderen Memoiren, eine Verdopplung in Mann der Feder und Mann der Tat, die Identifizierung einer individuellen Rede mit einem kollektiven Diskurs und die Einbettung einer Raison des Einzelnen in eine Staatsraison – allesamt Motive, die dazu verpflichten, sie in einem Panorama des Gedächtnisses der Nation als Orte zu betrachten.

Und die »großen Ereignisse«? Nur zwei Typen gehören dazu, und dies keineswegs wegen ihrer Größe. Einerseits die bisweilen winzigen, im Augenblick des Geschehens kaum bemerkten Ereignisse, denen aber die spätere Zeit retrospektiv die Größe der Ursprünge zugesprochen hat, die Feierlichkeit des Bruchs, der eine neue Zeit einläutete. Und andererseits jene Ereignisse, bei denen im Extremfall überhaupt nichts geschieht, die aber sofort mit einem stark symbolischen Sinn geladen sind und bereits im Augenblick des Geschehens als ihre vorweggenommene Jubelfeier erscheinen; mittels der Medien produziert die Zeitgeschichte jeden Tag neue totegeborene Versuche. Auf der einen Seite beispielsweise die Thronbesteigung von Hugo Capet, ein glanzloses Geschehen, dem jedoch eine zehn Jahrhunderte lange Nachkommenschaft, die erst auf dem Schafott endete, ein Gewicht gab, das es ursprünglich nicht besaß. Auf der anderen Seite der Waggon von Rethondes*, der Händedruck von Montoire** oder der Einzug über die Champs-Élysées bei der Befreiung von Paris. Das Ereignis als Gründungsakt oder als Schauspiel. Keinesfalls aber das Ereignis als solches; es unter unseren Begriff zu subsumieren, hieße dessen Spezifität zu leugnen. Im Gegenteil ist es der Ausschluß des Ereignisses, der unseren Begriff bestimmt: das Gedächtnis klammert sich an Orte wie die Geschichte an Ereignisse.

Dagegen hindert uns nichts, uns innerhalb des Bedeutungsfeldes alle möglichen Verteilungen vorzustellen und alle Klassifizierungen, die sich

* In dem die Waffenstillstände vom 11. 11. 1918 und vom 22. 6. 1940 unterzeichnet wurden.

** Zwischen Pétain und Hitler am 24. Oktober 1940.

30

läßt sie zu einem zweiten, höheren Leben erwachen. Zu einer rein transferentiellen Geschichte, die – wie der Krieg – eine Kunst der Ausübung ist, getragen vom zerbrechlichen Glück der Beziehung zum erneuerten Objekt und der Gefangenheit des Historikers durch sein Subjekt. Eine Geschichte, die letztlich auf dem beruht, woran sie rührt: einem feinen, kaum merklichen, kaum nennbaren Band, das uns immer noch – durch Fleisch und Blut – mit jenen verblähten Symbolen verbindet. Wiederkehr einer Geschichte nach Art Michelets, die an das Erwachen der Liebestrauer erinnert, von dem Proust sprach, jenem Augenblick, da die Klammer der Leidenschaft sich löst und die wahre Traurigkeit sich einstellt, wenn man nicht länger leidet an dem, woran man so lange gelitten hat, wenn die Vernunft des Kopfes erfaßt, woran die Unvernunft des Herzens so lange hing.

Eine sehr literarische Referenz. Soll man sie zurücknehmen, oder soll man ihr zum Recht verhelfen? Wiederum ist es unsere historische Situation, die die Antwort liefert. Stets hat das Gedächtnis nur zwei Formen der Legitimität besessen, entweder eine historische oder eine literarische. Bis heute haben sie sich auf parallelen, doch getrennten Wegen entwickelt. Heute nun verwischt die Grenzlinie, und aus dem fast gleichzeitigen Absterben der Gedächtnisgeschichte und des Fiktionsgedächtnisses geht ein Typ von Geschichte hervor, der sein Prestige und seine Legitimität einer neuen Beziehung zur Vergangenheit, zu einer anderen Vergangenheit verdankt. Die Geschichte ist unser Ersatz-Imaginäres. Die Renaissance des historischen Romans, die Welle persönlicher Aufzeichnungen, die literarische Wiederbelebung des historischen Dramas, der Erfolg der Oral History – wie soll man all das erklären, wenn nicht als Ersatz für den Ausfall der Fiktion? Das Interesse für die Orte, in denen sich das erschöpfte Kapital unseres kollektiven Gedächtnisses ablagert, verdichtet und ausdrückt, spricht von dieser Sensibilität. Die Geschichte ist die Tiefe einer Zeit, die ihrer Tiefe entrissen ward, der wahrhaftige Roman einer Epoche ohne wahrhaften Roman. Das Gedächtnis ins Zentrum der Geschichte aufgerückt: das ist die strahlende Trauer der Literatur.

Man könnte diese Klassifizierungen bis ins Unendliche verfeinern. Die öffentlichen den privaten Orten gegenüberstellen, die reinen Gedächtnisorte, die sich gänzlich in ihrer Gedenkfunktion erschöpfen, wie die Grabreden, wie Douaumont² oder die Mauer der Föderierten, und jene, für die das Gedächtnis nur eine Dimension innerhalb ihres Bündels symbolischer Bedeutungen ist, wie Nationalflagge, Festkalender, Wallfahrten usw. Das Interessante dieser Skizze einer Typologie liegt nicht in ihrer Strenge oder ihrer Vollständigkeit, nicht einmal in ihrem Anspielungsreichtum. Sondern in der Tatsache, daß sie möglich ist. Sie zeigt, daß ein unsichtbarer Faden die Objekte ohne offenkundige Beziehung zueinander verbindet, und daß die Erfassung des Friedhofs Père-Lachaise und der *Statistique générale de la France* unter ein- und demselben Gesichtspunkt nicht die surrealistische Begrenzung von Regenschirm und Bügeleisen ist. Es gibt ein gegliedertes Geflecht dieser verschiedenen Identitäten, eine unbewußte Organisation des kollektiven Gedächtnisses; sie ihm bewußt zu machen, ist unsere Aufgabe. Die Orte des Gedächtnisses sind unser Augenblick der nationalen Geschichte.

Ein einfaches, aber wichtiges Merkmal unterscheidet sie von allen uns vertrauten, alten oder neuen Typen von Geschichte. Alle historischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen mit dem Gedächtnis, ob sie sich nun für die Nation oder für soziale Mentalitäten interessieren, hatten mit *realia* zu tun, mit Sachen also, um deren reales Sein ihnen zu tun war. Im Unterschied zu allen Gegenständen der Geschichte haben die Gedächtnisorte keine »Referenten« in der Wirklichkeit. Besser gesagt, sie sind selbst ihr eigener Referent, sind Zeichen, die nur auf sich selbst verweisen, Zeichen im Reinzustand. Nicht, daß sie ohne Inhalt wären, ohne physische Präsenz und ohne Geschichte, ganz im Gegenteil. Aber just das, was aus ihnen Gedächtnisorte macht, bewirkt, daß sie sich der Geschichte entziehen. *Tempium*: aus der Unbestimmtheit des Profanen wird nach Raum oder Zeit, Raum und Zeit ein Feld herausgetrennt, ein Kreis, innerhalb dessen alles Symbol ist und Bedeutung hat. In diesem Sinn ist der Gedächtnisort ein Doppelort, ein Ort des Überschlusses, der sich abschließt, sich auf seine Identität versammelt und auf seinen Namen gründet, aber beständig offen ist für die ganze Weite seiner Bedeutungen.

Das macht ihre Geschichte so banal und zugleich so ungewöhnlich. Einsichtige Themen, vollkommene klassisches Material, nahelegende Quellen, Methoden ohne sonderliche Raffinesse: man könnte meinen, man wäre wieder bei der Geschichte von vorgestern angekommen. Doch etwas ganz anderes ist der Fall. Obgleich diese Gegenstände sich nur in ihrer unmittelbarsten Empirizität erfassen lassen, geht die Intention dieser Geschichte nicht in den Kategorien der traditionellen Geschichte auf. Aus einer historischen Kritik macht sie eine kritische Geschichte, die nicht nur kritische Geschichte ihrer eigenen Instrumente ist. Sie läßt sie zu sich selbst kommen,

² Festung an der Maas, einer der Schauplätze der Schlacht von Verdun 1916; seit 1932 Grabstätte für 300.000 bei Verdun gefallene Soldaten.